

Gender-Forschung im Praxisbezug - Kontinuitäten und Veränderungen: Jubiläumstagung des Forschungsinstituts tifs e.V. in Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg vom 16.–18. Juni 2005 in Bad Urach

Veröffentlichungsversion / Published Version
Konferenzband / conference proceedings

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. (2007). *Gender-Forschung im Praxisbezug - Kontinuitäten und Veränderungen: Jubiläumstagung des Forschungsinstituts tifs e.V. in Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg vom 16.–18. Juni 2005 in Bad Urach*. Tübingen. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-260639>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

GENDER-FORSCHUNG IM PRAXISBEZUG:

KONTINUITÄTEN
UND
VERÄNDERUNGEN

Jubiläumstagung des Forschungsinstituts **tifs e.V.**
in Kooperation mit der
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg
vom 16.–18. Juni 2005 in Bad Urach

„Gender- Forschung im Praxisbezug: Kontinuitäten und Veränderungen“

Jubiläumstagung des Forschungsinstituts tifs e.V.

Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung

vom 16. bis 18. Juni 2005 in Bad Urach

in Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Zur Einführung

Das Forschungsinstitut tifs (Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung) e.V. besteht seit nunmehr 11 Jahren als unabhängiges Forschungsinstitut, das sich schwerpunktmäßig mit Fragen der Frauen-/Mädchen- und Geschlechterforschung beschäftigt und als Gender-Forschungsinstitut in Baden-Württemberg neben Forschungen, Evaluationen Projektberatungen in den Bereichen Bildung, Jugendhilfe(planung) und Sozialpolitik Fortbildungen wie etwa Gender Trainings anbietet. Aus Anlass des mehrjährigen Bestehens veranstaltete das tifs diese bundesweite Tagung, die sich mit Kontinuitäten und Veränderungen der Frauen- und Geschlechterforschung im Bereich der Praxisforschung auseinandersetzte und in einmaliger Weise Sichtweisen aus Praxis, Forschung, Lehre und Politik bündeln konnte. Mit der vorliegenden on-line-Dokumentation sollen die Beiträge der einzelnen Tagungseinheiten sowie Kurzzusammenfassungen der Diskussionen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Konzept und Verlauf der Tagung

Frauen aus den Bereichen Wissenschaft, Forschung, Bildung, Soziale Arbeit und Politik, die bundesweit und im Speziellen in Baden-Württemberg die praxisbezogene Mädchen-, Frauen- und Geschlechterforschung mitgeprägt haben, diskutierten in Bad Urach über Entwicklungslinien, Netzwerke und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung und zogen Bilanz.

Anliegen der Forscherinnen des Forschungsinstituts tifs war es, mit dieser Tagung einen Beitrag zum Austausch wie auch zur Positionierung des aktuellen Handlungsbedarfs in Forschung, Praxis und Politik, aber auch zwischen verschiedenen Orten der Frauen- und Geschlechterforschung innerhalb und außerhalb der Hochschulen zu leisten. Insofern handelt es sich gewissermaßen um die Fortsetzung unserer Tagung „Wie weibliche Freiheit entsteht...“ vor 9 Jahren (vgl. die Publikation dazu „Den Wechsel im Blick“, Pfaffenweiler 2000, 2. Auflage). Die bundesweit hohe Nachfrage und die aktive Teilnahme der Referentinnen an der gesamten Tagung zeigen, welche Bedeutung solche Orte zur Verständigung von Frauen in unterschiedlichen Handlungsbezügen und Arbeitsfeldern haben. Anzumerken ist an dieser Stelle, dass die Tagung auch für Männer als Teilnehmer offen war, was jedoch kaum wahrgenommen wurde.

Das Konzept der Tagung sah eine Verbindung biographischer Vergewisserungen und Veränderungen mit theoretischen Diskursentwicklungen sowie Schwerpunktsetzungen in den Bereichen Praxis und Politik vor. Ein notwendiger Blick zurück macht die bereits gewonnenen Veränderungen und Erkenntnisse deutlich und lässt die aktuellen Ausgangspunkte für Weiterentwicklung und Neuorientierung präziser erkennen. Angetreten ist die Frauenforschung vor 30 Jahren mit einem parteilichen Blick auf die Situation der Frauen und Mädchen: Aufdecken von eigenem Erleben und Begehren sowie von Gewalt und Reduzierungen standen im Vordergrund.

Indem damit die Geschlechterverhältnisse als Struktur und als Handlungsmodi in Beziehungen thematisiert wurden, nahm Frauenforschung schon immer den Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse ein und thematisierte die Kategorie „Gender“. Insofern ist der aktuelle Diskurs um Gender-Forschung und Gender Mainstreaming eine Fortsetzung der Frauen- und Geschlechterforschung.

Der vorliegende online-Publikation gibt die (meisten) Tagungsbeiträge in einer überarbeiteten Form wieder und enthält darüberhinaus Zusammenfassungen der meisten Einheiten der Tagung.

Die Schirmherrin der Tagung, Frau Johanna Lichy, Staatssekretärin im Sozialministerium Baden-Württemberg, die Gastgeberin Frau Bea Dörr, Referentin der Landeszentrale für Politische Bildung sowie die Unterstützerin Frau Dr. Susanne Omran, Frauenbeauftragte der Stadt Tübingen, würdigten in ihren *Grußworten* den hohen Stellenwert des Anliegens.

Ein erstes offenes *Podium* mit langjährigen Frauenforscherinnen beleuchtete subjektive Akzentverschiebungen im Horizont allgemeiner Diskursentwicklung und vor allem derzeitige Fragestellungen an eine weiterreichende Gender-Forschung. Theoretische Grundlagen und aktuelle Herausforderungen aus der Theoriedebatte heraus standen am nächsten Tag im Mittelpunkt. Durch einen *Überblicksvortrag* von Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel und eine Darstellung der Arbeitsprinzipien und *theoretischen Verortungen* der geschlechterbezogenen Praxisforschung des *Forschungsinstitut tifs* e.V. wurden Grundlagen zur Verfügung gestellt, die in nachfolgenden parallelen *Workshops* zu den thematischen Bereichen „*Bildung/Weiterbildung*“, „*Jugendhilfe*“ und „*Sozialpolitik*“ auf die jeweiligen Arbeitsfelder angewendet werden konnten. Hier wurden neuere Ergebnisse und aktueller Diskussionsbedarf eruiert. Der dritte Tag stand im Zeichen des praktischen Umgangs mit Gender-Forschung. Zwei *Foren* thematisierten Beratungsprozesse für die *Politik* im Bereich des Gender Mainstreaming bzw. Praxisentwicklungen und Anforderungen an eine beidseitig gelingende *Praxisforschung*.

Die am Vortrag und in den Foren gebündelten Bedarfe wurden dann bezüglich ihrer Konsequenzen für die Forschung und vor allem Forschungspolitik in einem abschließenden und sehr anregenden *Podium* diskutiert, bei dem staatliche Politik, Hochschulpolitik und die Arbeit in Forschungsinitiativen und Praxis-Forschungsnetzwerken jeweils aus ihrer Warte heraus Anknüpfungspunkte für mehr Verbindung und gegenseitige Bezugnahme formulierten.

Wenn Frauen- und Geschlechterforschung als kritisches Denken und Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden wird – so waren sich die Teilnehmerinnen der Tagung sehr einig -, dann benötigt sie wissenschaftliche Kreativität, vielfältige Verbindungen, unterschiedliche Unterstützungszusammenhänge und eine gewisse Unabhängigkeit.

Dank

Herzlich möchten wir an dieser Stelle dem Bundesministerium für Bildung und Forschung für seine finanzielle Förderung sowie der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und der Frauenbeauftragten der Stadt Tübingen für die gelungene Kooperation danken!

Bearbeitung: Maria Bitzan und Gerrit Kaschuba

Grußwort von Frau Staatssekretärin Johanna Lichy, MdL

Sehr geehrte Damen, liebe Veranstalterinnen!

Ich freue mich, heute Abend Ihre Tagung zum Thema „Gender-Forschung im Praxisbezug: Kontinuitäten und Veränderungen“ zu eröffnen. Gerne bin ich Schirmherrin Ihrer Tagung geworden. Diese Tagung findet anlässlich des 10jährigen oder ganz korrekt bereits 11jährigen Jubiläums des Tübinger Instituts für frauenpolitische Sozialforschung statt. Meine herzlichen Glückwünsche zu diesem Jubiläum.

Frauenforschung und Gender-Forschung

Ihr Tagungsthema richtet den Blick auf Kontinuitäten und Veränderungen der Gender-Forschung. Die Frage nach Veränderungen beinhaltet immer auch einen Blick zurück.

Mit einem Blick zurück möchte ich beginnen: In einem Beitrag zu der Publikation FrauenAktiv schrieb Frau Prof. Dr. Doris Jahnsen im Jahr 2000, also vor nur 5 Jahren, zum Thema „Was ist Frauenforschung?“:

„In der Gegenwart erleben wir so etwas wie einen Institutionalisierungsboom. Bundesweit werden Forschungsinstitute und neue Studiengänge gegründet, auch neue Universitätskonzepte für Frauen werden diskutiert. Frauenforscherinnen beginnen Spuren zu hinterlassen, indem sie sich fest im Wissenschaftssystem etablieren. Zeitgleich findet eine Akzentuierung von unterschiedlichen Theorien der Geschlechterforschung statt.“

Frauenforschung etablierte sich und diese Institutionalisierung war nicht zuletzt das Ergebnis von politischen Forderungen engagierter Frauen innerhalb und außerhalb der Forschungslandschaft.

Auch die Gründung des Tübinger Instituts für frauenpolitische Sozialforschung fiel in diese Zeit des Aufbruchs in den 90er Jahren.

Mein Blick zurück beinhaltet auch eine persönliche Perspektive: 1996 nahm ich das Amt der Frauenbeauftragten der Landesregierung an. Zielrichtung der Förderung der Frauenforschung und der Frauenförderung des Landes ist seitdem, einen durchaus parteilichen Blick auf die Situation von Frauen in unserer Gesellschaft zu werfen; ihre Lebenslagen nicht nur aus dem Dunkeln zu heben, sondern Frauen auch gezielt zu fördern.

Die Forschung wurde ihrer Vorreiterrolle gerecht. Sie entwickelte den Ansatz der Genderforschung, bevor sich der Begriff Gender als soziales Geschlecht in Politik und Verwaltung etabliert hatte.

Von Beginn an wurde diskutiert, wie sich die in der Bundesrepublik noch jungen Disziplinen der Frauenforschung und der Genderforschung etablieren lassen könnten.

Allzu leicht konnte Frauenforschung mit dem Argument, es gäbe ja bereits neueres, nämlich die Genderforschung, abgedrängt werden. Dies, noch bevor sich Frauenforschung nachhaltig entwickeln konnte.

Um gezielt die Frauenforschung in Baden-Württemberg zu verstetigen, wurde 1989 das Förderprogramm Frauenforschung eingerichtet. Im Förderzeitraum von 1989 – 2003 konnten mit dem Förderprogramm Frauenforschung wichtige Fundamente für die Frauenforschung in Baden-Württemberg gelegt werden.

Ich möchte hier nicht unterschlagen, dass es für mich als Frauenbeauftragte der Landesregierung sehr bedauerlich ist, dass wir das Förderprogramm Frauenforschung aus finanzpolitischen Gründen einstellen mussten.

Nach wie vor hat Frauenforschung jedoch einen festen Platz im Land. Frau Dr. Fischer, die als Vertreterin des Wissenschaftsministeriums an Ihrer Veranstaltung teilnimmt, wird über ihr Ressort berichten können.

Das Wirtschaftsministerium betreut ein von der Landesstiftung gefördertes Projekt, das sog. Löwinnen-Programm. Dieses widmet sich den Themen Mädchen vor der Berufswahl, Frauen in Führungspositionen und Wiedereinstieg in höherem Alter.

Das Ministerium für Arbeit und Soziales vergibt gezielt Forschungsaufträge, etwa im Bereich

Menschenhandel und Gewalt gegen Frauen. Frau Helfferich, die ja auch hier anwesend ist, wird Ihnen darüber berichten können.

Schließlich werden verschiedene Mentoringprojekte für Frauen im Rahmen des ESF (Europäischen Sozialfonds) vom Ministerium für Arbeit und Soziales kofinanziert.

Wir fördern also ganz gezielt in Bereichen, in denen wir besondere Handlungsbedarfe sehen.

Sie wenden sich in Ihrer Tagung dem Thema Forschung im Praxisbezug differenziert zu.

Erlauben Sie mir diese Anmerkung:

Ich weiß, dass Wissenschaft und Forschung oft kritisch auf die Politik blicken. Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass wir dialogbereit sind. Gerne machen wir auch die oft nicht einfachen Rahmenbedingungen politischen Handelns und politischer Entscheidungen transparent. Dass Sie diesen Dialog fordern und fördern, dafür meinen Dank.

Gender Mainstreaming als neues Leitprinzip

Meine Damen (und Herren), Wissenschaft und Politik müssen meines Erachtens aus einem weiteren Grund noch enger als bisher kooperieren. Auf der politischen Agenda steht, wie Sie wissen, die Verankerung von Gender Mainstreaming, über die Sie ebenfalls noch sprechen werden. Gender Mainstreaming ist ein Konzept, das hohe methodische Anforderungen an Politik und Verwaltung stellt und der begleitenden Unterstützung durch Wissenschaft und Forschung bedarf. Gender Mainstreaming hat sich in den vergangenen Jahren Schritt für Schritt europaweit als zentrales politisches Leitprinzip zur Umsetzung von Chancengleichheit durchgesetzt.

Auf Landesebene wurde 2002 beschlossen, Gender Mainstreaming in der Verwaltung einzuführen.

In seiner Sitzung am 14.09.2004 hat das Kabinett über die 1. Phase der Umsetzung beraten und weitere organisatorische und inhaltliche Umsetzungsschritte beschlossen. Gender Mainstreaming bedeutet bekanntlich, bei allen gesellschaftlichen Vorhaben die unterschiedlichen

Lebenssituationen und Interessen von Frauen *und* Männern von vornherein und regelmäßig zu berücksichtigen. Gender Mainstreaming ist eine Strategie, mit der die Ziele der Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit erreicht werden sollen. Es ist gewissermaßen ein neues Werkzeug, um ein altbekanntes Ziel zügig und effektiv zu erreichen. Gender Mainstreaming öffnet den Blick dafür, dass es kein politisches Handlungsfeld gibt, das geschlechtsneutral wäre.

Aber um diese Fragestellungen in allen Politikfeldern aufzuspüren, bedarf es eines Perspektivenwechsels und einer Diskussionskultur über die Auswirkungen staatlichen und politischen Handelns auf die Lebenswelten von Frauen und Männern.

Genau dies aber bedeutet Gender Mainstreaming auch: Es ist ein Konzept für eine systematische, regelmäßige soziale Folgenabschätzung politischen Handelns auf die Lebenswelten von Männern und Frauen. Dies ist die Außendimension von Gender Mainstreaming.

Gender Mainstreaming hat jedoch auch eine bedeutende Innendimension für Institutionen. Viel zu lange spielte die Ressource „Vielfalt“ bei der Personalrekrutierung kaum eine Rolle. Wir wissen aber, dass bürger- und bürgerinnenfreundlich nur eine Verwaltung sein kann, die aus Menschen mit vielen verschiedenen Erfahrungen und biographischen Hintergründen besteht.

Jüngere und Ältere, Männer und Frauen, Menschen verschiedener Herkunft, Religion und verschiedener Fachdisziplinen prägen das Bild einer lebendigen modernen Verwaltung.

Auch dies ist ein wesentlicher Aspekt von Gender Mainstreaming: die Vielfalt bewusst zu fördern und aktiv zu nutzen. Damit wandelt sich ebenfalls die Perspektive: Personelle Vielfalt herzustellen ist eine Aufgabe im Interesse der Verwaltung, keine wohlwollende Handlung gegenüber vermeintlichen Minderheiten.

Wer trägt nun die Verantwortung für die Umsetzung von Gender Mainstreaming?

Die Antwort ist einfach: Gender Mainstreaming ist eine Aufgabe aller, die in Politik und Verwaltung Verantwortung tragen.

Gender Mainstreaming auf Landesebene

Auf Landesebene arbeiten wir daran, Gender Mainstreaming mit Leben zu füllen. Es wurde eine Lenkungsgruppe, in der Ressortverantwortliche zusammenarbeiten, gegründet. Eine Projektgruppe setzt die strategischen Entscheidungen konzeptionell um.

Die zentrale Verantwortung in den Ressorts wird ergänzt durch ein Netzwerk von Multiplikatorinnen und Multiplikatoren. Nachdem wir die nötigen organisatorischen Schritte getan haben, geht es nun um einen langwierigeren, aber auch sehr spannenden Prozess.

Wir wollen über dieses Netz geschulter Personen viele, möglichst alle administrativ und politisch Handelnden dazu befähigen, Gender Mainstreaming anzuwenden. Dazu bieten wir Veranstaltungen und Workshops an.

Wir verstehen Gender Mainstreaming damit auch als eine zentrale Dimension der Modernisierung der Landesverwaltung, setzt sie doch die Fähigkeit voraus, sich ständig rückzukoppeln mit den Belangen und Bedürfnissen der Bevölkerung. Effektivität politischen Handelns schließt diese Strategie ebenfalls ein. Denn sie hilft, durch Transparenz der Entscheidungsprozesse und analytische Vorwegnahme der Folgen, kostenintensive Nachbesserungen und Fehlplanungen zu vermeiden.

Frauenpolitik und Gender Mainstreaming

Um einem Missverständnis vorzubeugen, möchte ich noch betonen, dass sich Gender Mainstreaming durchaus nicht als modisches Konkurrenzmodell zur Frauenpolitik versteht: Frauenpolitik und Gender Mainstreaming ergänzen sich vielmehr als ineinander greifende Konzepte. Während Frauenpolitik an den immer noch bestehenden vielfältigen Ungleichheiten ansetzt und korrigierend eingreift, setzt Gender Mainstreaming im Vorfeld politischer Maßnahmen und Entscheidungen an.

Deshalb möchte ich an dieser Stelle ganz klar sagen, dass wir an erprobten Strukturen der Frauenpolitik festhalten und gleichzeitig Gender Mainstreaming als Querschnittsaufgabe und „Chefsache“ verankern müssen und auch wollen.

Ich weiß, dass es vielerorts Befürchtungen gibt, Frauenpolitik werde verdrängt. Dieser Auffassung erteile ich eine klare Absage: Frauenpolitik ist eine bewährte Reformpolitik, deren Notwendigkeit nach wie vor nicht zu übersehen ist. Gleichzeitig gilt jedoch – wie in allen Politikfeldern – dass unterschiedliche Politikkonzepte mit dem gleichen Ziel sich gegenseitig bereichern können. Und nichts anderes sind Frauenpolitik und Gender Mainstreaming: unterschiedliche Konzepte mit dem Ziel, dem grundgesetzlichen Auftrag nachzukommen, Benachteiligungen aufzuheben und aktiv die Chancengleichheit zu verwirklichen.

Dazu brauchen wir das offene und konstruktive Gespräch. Auch hier sehen wir uns in der Pflicht: das Gespräch, auch den konstruktiven Streit, zu ermöglichen in der Diskussion um Chancengleichheit.

Auch deshalb haben wir Ihre Veranstaltung gerne unterstützt.

Als Sie, liebe Veranstalterinnen, 1994 mit der Arbeit im und für das Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung mit viel Engagement begonnen haben, ahnten Sie vielleicht manche Hürde und viele Ihrer Erfolge bereits voraus.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie sich dieses Engagement der ersten Jahre auch in der Zukunft bewahren können.

Ich danke Ihnen für Ihr bisheriges Engagement und wünsche Ihnen und Ihren Mitstreiterinnen und Mitstreitern alles Gute auch für die kommende Zeit.

Allen Anwesenden wünsche ich eine diskussionsreiche und spannende Tagung.

Vielen Dank.

Grußwort von Frau Susanne Omran, Frauenbeauftragte der Stadt Tübingen

Sehr geehrte Damen (und Herren), liebe Teilnehmerinnen der Tagung und liebe Veranstalterinnen, ich freue mich, Sie heute Abend zu der Tagung "Gender-Forschung im Praxisbezug" begrüßen zu können.

Als Frauenbeauftragte der Universitätsstadt Tübingen möchte ich nun zunächst dem Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung zu seinem 10jährigen Jubiläum gratulieren. Und dies tue ich auch gerne im Namen der Oberbürgermeisterin Brigitte Russ-Scherer. Gerade aus kommunaler Sicht freue ich mich ganz besonders, dass wir in Tübingen ein solches feministisches Institut vor Ort haben, da sich hieraus Möglichkeiten der Zusammenarbeit für Gender-Belange ergeben. Ich finde es eine sehr gelungene Idee, das 10jährige Bestehen als Institut mit einer Tagung zu begehen. Die Tagung kann zur Reflexion der eigenen Arbeit dienen und sie zugleich in einen größeren feministischen Politik- und Theoriekontext stellen.

Die Theoriebildung in der Frauenforschung und in der sich daraus entwickelnden Gender-Forschung hatte schon an ihrem Beginn einen Bezug zur politischen Bewegung – der Nachkriegsfrauenbewegung. In der Literatur spricht man mittlerweile von der vierten Dekade der Geschlechterforschung und der Frauenbewegung. Diese vier Jahrzehnte lassen sich grob mit folgenden Stichworten umreißen: in den Siebzigern Feministische Autonomiebestrebungen gegen patriarchalische Strukturen, in den Achtzigern Institutionalisierungen von frauenfördernden Maßnahmen, in den Neunzigern Vereinigung Ost/West und das Bemühen um Zusammenführung systemimmanenter Strukturen der Gleichstellungspolitik, und im aktuellen Jahrzehnt schließlich Globalisierungsbestrebungen der Frauen/-Menschenrechte durch Gender Mainstreaming. So ist es kein Wunder, dass sich der Begriff Gender je nach Theoriebildung und zeitgeschichtlichem Kontext wissenschaftlich ausdifferenziert hat.

Das Konzept Gender Mainstreaming verspricht eine gleichstellungspolitische Erneuerung. Es will aus der Ecke der "klassischen Frauenpolitik" heraus. Chancengleichheit zwischen Frauen und Männern soll durch einen veränderten gleichstellungsorientierten Ansatz, nämlich als Top-down-Prozess, implementiert werden. Die Verantwortlichkeiten für diesen Prozess werden damit in die Führungsspitze von Organisationen verlagert und erhalten auf diese Weise ein größeres Gewicht. Gleichwohl muss sich das Konzept die Kritik gefallen lassen, wie es von der Politologin Regina Frey oder der Soziologin Angelika Wetterer formuliert worden ist, dass Gender Mainstreaming systemkonform funktioniere und mit normativen Vorstellungen von den Geschlechtern operiere. Gender Mainstreaming ist nicht dazu geeignet, traditionelle Bilder von Männern und Frauen in Frage zu stellen, sondern es greift im Gegenteil immer wieder auf solche Bilder zurück.

Wie auch immer diese Kritik zu gewichten ist – fest steht, dass Gender Mainstreaming längst schon in der Praxis angekommen ist, sei es durch Gesetze oder Erlasse oder sei es durch frauenpolitische Initiativen oder aus organisationsentwicklerischen Maßnahmen. Freilich müssen konkretere und langfristige Ergebnisse noch abgewartet werden.

Für meine Arbeit als Frauenbeauftragte ergibt sich daraus die Aufgabe, diesen Ansatz von Gender Mainstreaming zu unterstützen und zu begleiten. Dabei kommen der Frauenbeauftragten aufgrund ihrer Vertrautheit mit Sachfragen eher Aufgaben wie zum Beispiel die Rolle einer Controllerin des Prozesses zu. Es ist aber auch immer wieder erforderlich, selbst entsprechende Vorgänge anzustoßen, auch wenn es sich eigentlich um einen Top-down-Prozess handeln soll. D. h. in der Praxis lassen sich nicht unbedingt vollständig ausgebildete Strukturen oder Verfahren für Gender Mainstreaming finden, sondern sie müssen erst geschaffen werden.

In der alltäglichen Arbeit einer Institution zeigt sich nach wie vor, dass bürokratische Verwaltungen

nicht unbedingt für das Ziel einer Geschlechterdemokratie offen sind. In der kommunalen Verwaltung muss dabei noch ein wesentlicher zusätzlicher Faktor mitberücksichtigt werden, da hier die Handlungsbasis für Chancengleichheit nochmals von politischen Gremien und Willensbildungen abhängig ist. Gleichstellungsorientierte Arbeit muss immer noch von der Voraussetzung ausgehen, dass zunächst einmal Handlungsspielräume und Bewusstsein für Chancengleichheit geschaffen werden müssen, denn der Bedarf für die entsprechende Arbeit wird oftmals gar nicht gesehen.

Ganz im Gegenteil: In meiner Arbeit muss ich immer darauf gefasst sein, dass mir gesagt wird, Chancengleichheit für Frauen und Männer sei doch längst selbstverständlich; Frauen würden sozusagen keinerlei Steine in die Wege gelegt. Das immer wiederkehrende Argument lautet: Jede/jeder kann doch machen bzw. erreichen was sie/er will.

Das heißt, trotz aller geschlechterdifferenten Statistiken, die eine deutliche Sprache sprechen, wird anlässlich einer Problematik, bei der es um Sach- und Strukturfragen geht, ein komplett unangemessenes individualistisches Argumentationsmuster herangezogen. Mit diesem individualistischen Argumentationsmuster werden dann Verwaltungen und Organisationen einfach für unzuständig erklärt.

Die alltägliche Arbeit für Gleichstellung von Frauen und Männern muss also immer wieder neu in Gang gebracht werden. Veränderungen müssen angestoßen werden, damit überhaupt ein Bedarf für Veränderungen eingesehen und deren Notwendigkeit akzeptiert wird.

Wie schwierig es ist, sowohl innerhalb einer Verwaltungsstruktur als auch im Rahmen von politischen Gremien die Notwendigkeit von Gender-Konzepten zu vermitteln, habe ich heute Nachmittag erlebt: Hier geht es konkret um die Zukunft der Frauenhausarbeit. Auch hier ist man konfrontiert mit Argumenten, die die Notwendigkeit von Frauenhäusern in Frage stellen – auch wenn Statistiken zu geschlechtsspezifischer Gewalt etwas anderes belegen.

Gleichwohl kann Gender Mainstreaming eine konzeptionelle Erweiterung bedeuten, um Geschlechterungleichheiten in Organisationen mit ihren unmittelbaren Diskriminierungsformen darzustellen.

Abschließend möchte ich mich ganz besonders bei Gerrit Kaschuba und Helga Huber bedanken, die mit ihrem Engagement für das Zustandekommen der Tagung gesorgt haben. Ich wünsche dem Institut für die Zukunft weiterhin wissenschaftliche Kreativität, aber auch die nötigen finanziellen Mittel und Aufträge von Dritten, um sich auf dem Gender-Markt behaupten zu können. Den Teilnehmerinnen und den Veranstalterinnen wünsche ich fruchtbare Diskussionen und, wie es so schön heißt, viel Spaß beim Vermehren der Erkenntnisse. Vielen Dank.

Grußwort von Frau Beate Dörr, Leiterin des Fachreferat Frauen und Politik der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Herzlich willkommen im Haus auf der Alb, der Tagungsstätte der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg! Ich freue mich, Sie hier in einem Bauhaus-Denkmal begrüßen zu dürfen, das durch seine Funktionalität und ungewöhnlich demokratische Architektur besticht – und sicher einen guten Rahmen für diese Tagung bietet.

Vor bald 10 Jahren, im Herbst 1996, war so manche von Ihnen schon einmal hier – als Teilnehmerin, Referentin oder Organisatorin der ersten Bad Uracher Tagung des Tübinger Instituts für frauenpolitische Sozialforschung. Ein Vergleich der beiden Tagungstitel wäre ein spannender Exkurs, der lebhaft Diskussionen provozieren würde: „Wie weibliche Freiheit entsteht“ war das damalige Tagungsmotto – und deutlicher noch der Untertitel: „Zum Entwicklungsbedarf frauenpolitischer Strategien zwischen Praxis, Öffentlichkeit und Interessensdurchsetzung in Baden-Württemberg“. Wie anders klingt das Tagungsthema, das uns heute zusammenführt: „Gender-Forschung im Praxisbezug: Kontinuitäten und Veränderungen“! Dieser Diskurs-Vergleich findet sich zwar nicht in unserem Tagungsprogramm – die Fragen, welche Veränderungen die praxisbezogene Frauen- und Geschlechterforschung in den vergangenen 10 Jahren durchlebt hat und wie diese aus unterschiedlicher Perspektive einzuschätzen sind, werden aber sicher immer wieder auf der Agenda stehen.

Ich freue mich, dass dieser Austausch hier stattfinden kann und bedanke mich ganz herzlich bei den aktiven tifs-Forscherinnen dafür, dass sie dem Fachreferat Frauen und Politik der Landeszentrale für politische Bildung diese Tagungsidee „schmackhaft“ gemacht haben und ein so differenziertes und abwechslungsreiches Tagungsprogramm auf die Beine gestellt haben.

Jede Kooperation mit Engagierten aus dem Bereich Frauenpolitik, Frauenforschung und Frauenarbeit hat etwas ganz „Eigenes“. Wenn ich mich über unsere gemeinsame Tagung aber besonders freue, hat das auch damit zu tun, dass tifs und die Arbeit der tifs-Forscherinnen mir als Tübingerin von Anfang an vertraut sind und ich so manches Auf und Ab der Institutsgeschichte recht nah miterleben konnte. Deshalb schon vor dem eigentlichen Fest hier einen ganz herzlichen Glückwunsch an tifs für zehn Jahre engagierter frauenpolitischer Arbeit, von der viele im Land und darüber hinaus profitieren. Und Hut ab angesichts der Tatsache, wieviele Hürden in dieser Zeit von den tifs-Aktiven übersprungen wurden – Hürden, die sich in dieser Weise gerade vor unabhängigen, gesellschafts- und ideologiekritischen Forschungsinstituten auftun.

Mein Dank geht aber auch an die weiteren Unterstützerinnen, auf deren Engagement wir bei der Konzeption und Organisation dieser Tagung zählen durften: Herzlichen Dank an das Sozialministerium Baden-Württemberg, an AKTIV – Frauen in Baden-Württemberg und an die Frauenbeauftragte der Universitätsstadt Tübingen!

Unsere Referentinnenliste liest sich fast wie ein „Who is Who“ der aktuellen geschlechtersensiblen Praxisforschung – danke, dass Sie alle den (für manche doch beschwerlichen) Weg auf die Schwäbische Alb auf sich genommen haben, um uns hier Rede und Antwort zu stehen.

Und sicher gestehen Sie mir zu, dass ich am Schluss dieser Begrüßung drei Wünsche formuliere: Ich wünsche uns allen eine lebendige, kontroverse, produktive und ermutigende Tagung, ein rauschendes Fest „Zehn Jahre plus“ und – dieser letzte Wunsch ist eher eine Bitte: Lassen Sie etwas vom „Gender-Bewusstsein“ hier im Haus auf der Alb! Unsere Tagungsstätte wie auch die Landeszentrale für politische Bildung insgesamt können von der Einsicht in die Notwendigkeit, bestehende Strukturen geschlechterdemokratisch zu verändern, nur profitieren...

Frauen- und Geschlechterforschung: Kontinuitäten und Veränderungen

- Podiumsgespräch mit Heide Funk, Hochschule Mittweida; Neval Gültekin, freiberufliche Erziehungswissenschaftlerin und Soziologin; Margit Brückner, Fachhochschule Frankfurt; Ingrid Hotz-Davies, Anglistin, Gleichstellungsbeauftragte der Universität Tübingen -

Moderation: Helga Huber und Gerrit Kaschuba, Forschungsinstitut tifs

Mod.: Wir haben Wissenschaftlerinnen zu unserem Podiumsgespräch eingeladen, mit denen wir in Kontakt sind bzw. mit denen wir zusammenarbeiten. Alle haben zur Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung beigetragen. Wir haben die Podiumsteilnehmerinnen gebeten, biografische Stationen ihrer wissenschaftlichen Entwicklung innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung zu skizzieren. Dies wird in einem ersten Teil des heutigen Abends zur Sprache kommen. Im zweiten Themenkomplex geht es darum, was die Kolleginnen in gegenwärtigen Gender Mainstreaming-Zeiten für wichtig oder auch zurzeit für schwierig halten. Bevor wir das tun, möchten wir aber all Tagungsteilnehmerinnen bitten, kurz in biografische Reflexionen mit einzusteigen. Bitte nehmen Sie sich 5 Minuten Zeit, sich mit Ihrer Nachbarin auszutauschen zu der Frage „Welche Veränderungen und Kontinuitäten stellen Sie bei sich selbst in der Auseinandersetzung mit der Geschlechterthematik fest?“ und Aspekte auf Kärtchen zu schreiben.

Mod.: Im Anschluss an diesen Austausch unter den Teilnehmenden, der hoffentlich alle auf das Thema des heutigen Abends eingestimmt hat, möchten wir nun auf die biografische Reise mit den Podiumsteilnehmerinnen gehen. Die Kärtchen, die in den Tandems geschrieben wurden, hängen wir später auf. Wenn Sie Ihre Namen dazuschreiben, können Sie im Laufe des Abends bzw. der Tagung Frauen kontaktieren, deren Erläuterung ihrer Karte Sie möglicherweise interessiert.

Mod.: Wir stellen die Podiumsteilnehmerinnen abwechselnd und ganz kurz vor. *Heide Funk* ist in der Hochschule Mittweida im Fachbereich Soziale Arbeit tätig. Ihr Arbeitsgebiet ist die Soziologie in der Sozialen Arbeit. Sie ist seit 1995 in dem Fachbereich tätig, in dem sie, wie mir vorhin sagte, verschiedenste Themenbereiche abdecken muss. Wer Heide Funk kennt, weiß sicher auch, dass sie nicht nur alle Themen abdeckt, sondern wahrscheinlich auch alle möglichen Gruppierungen unterstützt. Also thematisch überlasse ich es Dir nachher alles zu sagen, was Dir wichtig ist. Was mir noch wichtig: Heide gehörte zu Beginn der 90er Jahre zu den Initiatorinnen unseres Forschungsinstituts.

Mod.: *Neval Gültekin* ist Erziehungswissenschaftlerin und Soziologin. Ein Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit liegt im Bereich der Migrationsforschung. Sie ist Mitbegründerin und Leiterin des interkulturellen Bildungs- und Beratungszentrums für Frauen und Mädchen in Frankfurt von 1984 bis 1996 gewesen. Zurzeit ist sie freiberuflich tätig: als Lehrbeauftragte, wissenschaftliche Autorin, in Fortbildung und Beratung von Professionellen in verschiedenen pädagogischen Arbeitsfeldern – insbesondere zu Fragen der Interkulturalität und Geschlecht.

Mod.: *Margit Brückner* kenne ich – wie vermutlich viele von Ihnen – schon lange aus der Literatur, persönlich haben wir uns erst vor kurzem kennen gelernt. Sie hat viel publiziert zu dem Thema Gewalt gegen Frauen, was für den Fortgang der bundesweiten Diskussion zu dem Thema und dessen Bearbeitung in der Praxis sehr wichtig war. Zurzeit arbeitet Margit Brückner in einem Forschungsprojekt über Prostitution – auch im Rahmen der Queer-Diskussion. Vielleicht erfahren wir darüber auch noch etwas von ihr. Sie ist engagiert in „Frauenfragen“ seit 1968.

Mod.: *Ingrid Hotz-Davies* ist am Englischen Seminar der Universität Tübingen tätig im Fach Anglistik. Ihre Schwerpunkte sind Gender Studies, Publikationen zu widerständigem Schreiben, religiöse Lyrik von Frauen. Radikale Neinsagerinnen und andere Querschreiberinnen erregten ihr starkes Interesse. Unter anderem hat sie uns verraten, dass sie ein Buch schreiben möchte über die Rolle der Schamlosigkeit in der Literatur und Kultur seit der Renaissance. Auf die Frage „Wie lange bist Du schon in der Frauen/Geschlechterforschung engagiert“, hast Du gesagt, ein Schlüssel sei die Magisterarbeit gewesen. Spätestens in der Auseinandersetzung innerhalb der

Magisterarbeit, Mitte der 80er Jahre, sei dies über die Lyrik von Stevie Smith, einer englischen Autorin des 20. Jahrhunderts, erfolgt. Da merke ich dann wieder die Fachbereichsgrenzen, ich hoffe, dass es daran liegt und nicht an meiner mangelnden Allgemeinbildung: Ich weiß nicht, wer Steve Smith ist. Aber vielleicht werden wir auch dazu etwas hören.

Ingrid Hotz-Davies: Soll ich gleich sagen, wer sie ist? Es ist kein Wunder, dass viele sie nicht kennen, auch viele meiner Kollegen und -innen kennen sie nicht. Sie ist eine Querschreiberin, die mehr oder weniger als Underground-Autorin weitergegeben wird – so dass man fast schon so geheimbündlerisch sagen kann, „kennst Du Stevie Smith?“. Wenn man ja sagen kann, dann ist man im Stevie Smith-Geheimbund, es ist aber niemand ausgeschlossen, der nicht ja sagen kann. Ich kann ja nachher vielleicht noch was von ihr zitieren.

Mod.: „Was waren zentrale biografische Stationen im Hinblick auf Eure Auseinandersetzung mit feministischer Forschung/Geschlechterforschung. Was löste den Einstieg in die Frauenforschung aus?“

Heide Funk: Ich will versuchen, die größten Momente einzufangen. Also ich denke, ich muss auch sagen, diese persönliche Betroffenheit, warum man auch auf die Frauenthematik gekommen ist, war schon Ende der 60er. Ein bestimmtes Kursbuch hat eine wirklich ins Herz getroffen, einmal auch um die ganzen Beziehungskonflikte ganz eigenständig zu wenden, aber auch, um die Geschlechterthemen nochmals wirklich ganz ernsthaft neu für sich neu aufzurollen. Ich will drei Stationen benennen: Eine der ersten Stationen war, dass sich tatsächlich die Monika Savier in Berlin der Mädchenfrage zugewendet hat, indem sie nämlich die ganzen „albernen“ Mädchengepflogenheiten und Mädchenideen zum Thema von Forschung gemacht hat, - nicht nur zum Thema von Forschung, sondern auch zum Zentrum von Mädchenarbeit. Und ich fand das so berückend, ja nun war ich kein junges Mädchen mehr, aber ich fand mich damit aufgewertet, muss ich ehrlich zugeben, ich fand mich mit meinen komischen Seiten und Ecken aufgewertet und habe von daher irgendwie gedacht, na ja da musst du irgendwie dranbleiben. Und der erste Einstieg war dann wohl auch der, dass ich dann nach Berlin gefahren bin und wirklich auch Mädchenarbeit gelernt habe, wirklich auch von Grund auf. Über Bildergeschichten, in Auseinandersetzung mit Frauen, alle haben wir uns Geschichten über unsere Mädchenzeit erzählt, dann haben wir ein Mädchenfest gemacht, haben getanzt, haben uns reinversetzt in Mädchen, wie die heute ihr Mädchenfest feiern. Die Monika Savier und die Gabi Naundorf haben uns in so eine Szenerie reingeführt. Und dann hatten wir ziemlich viel experimentiert mit Mädchenfest, Mädchenfilmen, also haben uns ganz viele lustige Sachen einfallen lassen, dass Mädchen aus verschiedenen Freizeithäusern sich treffen und übernachten und alles. Also man hat sich ganz viele schöne Sachen einfallen lassen, was man mit Mädchen machen könnte. Dann kam der 6. Jugendbericht und im 6. Jugendbericht sollte das dann auch politisch gewendet werden. Und es hat sich wirklich erwiesen, dass der 6. Jugendbericht zustande kam, weil an ganz vielen Ecken Frauen gesagt haben, jetzt müssen die Mädchen zum Zentrum von Jugendhilfe gemacht werden. Und da waren überall, an vielen Stellen auf einmal Frauen, die konnten vom Alltag von Mädchen erzählen. Und auf der anderen Seite waren Frauen, die hatten dazu die passende Theorie. Und das war schon der Wahnsinn, dass da Frauen schon mal was zu Sexismus gemacht haben und zu geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung und zu der „berühmten“ Heterosexualität, alles war da, und man konnte mit relativ leichter Hand und in großer Runde mit Frauen aus der Jugendhilfe, aus ganz verschiedenen Einrichtungen, einen Bericht machen, wo es nicht darum ging, die Mädchen zu förderungswürdigen Mädchen zu – ich sag jetzt mal – degradieren oder zu stempeln. Es wurde vielmehr sehr deutlich, dass diese Widersprüche und Konflikte von Mädchen zwischen „ganz frech zu sein“ und dann wieder „ganz zurückgenommen zu sein“ da sind, dass man die – halbwegs – erklären konnte. Mit ein paar guten, zentralen Theorien - da gab es noch keine Sozialisationstheorien in dem Maße - aber es war möglich. Dazu kam, dass wirklich auch Frauen da waren, die aus dem Bereich von Wildwasser tatsächlich über Missbrauchserfahrung sprechen konnten, die dazu Worte gefunden haben, dass wir die ordentlich aufschreiben konnten, dass wir dazu auch wirklich die Erfahrung haben und die umsetzen konnten in Forderungen für die Jugendhilfe. Und dass da auch Praxisideen waren, dass alles das da war. Obwohl es relativ klar

war, dass es eine große Kritik an den Jugendhilfe-Einrichtungen war, hat man es trotzdem auf die Jugendhilfe hin definiert. Nichtsdestotrotz hat man gleichzeitig immer wieder gedacht, man müsse auf jeden Fall das selber umsetzen. Also wir haben nicht gewartet, bis die Jugendhilfe reagiert, sondern wir waren immer dabei, was umzusetzen, z.B. mit der Anita Heiliger. Wir haben immer daran gedacht, man muss jetzt was anfangen, auf Forschung kam man noch gar nicht so. Wir haben gesagt, „wir müssen auf der politischen Ebene präsent sein, wir müssen die richtigen Worte finden“, etwa in großen Podiumsveranstaltungen oder auch in politischen Veranstaltungen – tatsächlich Erfahrungen von Mädchen so rüber bringen, dass daraus eine Forderung für ein Mädchenhaus wird. Und es gab auch überall Frauen, die da mitgemacht hatten. Also es war eine Art von Selbstverpflichtung, eine Art von Lust, aber auch eine Art von Angst, dass man auf dem Wege scheitern könnte. Ich denke, das war die erste Station.

Die zweite Station war dann, dass ich mit meinem Freund nach Hechingen gegangen bin und Jugendforschung auf dem Lande machen wollte und dann aber auch gesagt habe, wenn ich das machen will und will den Mädchenaspekt behandeln, dann brauche ich erst mal viele Frauen, die mit mir das machen können: Und dann haben wir uns erst mal über uns ausgetauscht, junge Frauen vom Land, Studentinnen, wir haben uns überlegt, was heißt das eigentlich „vom Land zu kommen“, was wollen wir? Und dann haben wir enge Kontakte zu Mädchen geknüpft und haben angefangen, das war ein Forschungsprojekt für Mädchen, dann auf einmal wussten wir, was wir und an welchen Stellen wir über Mädchen schreiben wollten, aber auch Veranstaltungen für die machen wollten. Und irgendwann haben wir gesagt, na gut, sexuelle Gewalt gehört ins Zentrum, haben die Frauen selber gesagt. Und dann haben wir mitten in Balingen (ein kleines Städtchen am Fuße der schwäbischen Alb) eine große Veranstaltung zum Thema „Sexueller Missbrauch“ organisiert – mitten in Balingen, als kulturelle Veranstaltung für alle, haben einen Ort gefunden, dass sich da Frauen hinbewegen konnten, dass da Mädchen auch sich selber finden konnten mit ihren Gewalterfahrungen. Dann hat es zwei Jahre gedauert, weil wir alle ein bisschen müde geworden waren. Danach haben wir angefangen, eine Beratungsstelle einzurichten. Die Forschung lief dann so nebenher, hätte ich fast gesagt.

Die dritte Station ist, dass ich jetzt in Rosswein viel Praxisreflexion mache für große Gruppen von Erwachsenen, also berufsbegleitend für schon lange im Beruf stehende Frauen, und für Studentinnen. Alles, was wir dann in der Zwischenzeit gelernt haben über die Nachrangigkeit von Fürsorgetätigkeit und über die Schwierigkeiten von Frauen, mit Frauen zu arbeiten, und über die Schwierigkeiten sehr wenig im Zentrum stehender Personen wie z.B. Mütter – das fließt da rein. Dem mit Empathie zu begegnen, das bedeutete für mich, dass ich an der Stelle versuche, Geschlechterhierarchie und alles, was ich darüber gelernt habe, als Schlüssel zu nehmen, um genauer an die Konflikte ranzukommen: Um genauer an die Konflikte von Frauen ranzukommen, die mit Frauen arbeiten, die mit Männern arbeiten, die Männer als Klienten haben, die Frauen als Klientinnen haben, die Mädchen als Klientinnen haben, die miteinander Schwierigkeiten haben beim Arbeiten, die unter Hierarchien extreme Schwierigkeiten haben zu arbeiten. Also ich versuche, das, was ich gelernt habe in den Jahren, zu einem Schlüssel für Reflexion zu machen und zum Schlüssel, um wirklich sehr präzise Wege aus großen Schwierigkeiten zu finden, die auch etwas mit eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten zu tun haben. Diese haben damit etwas zu tun, dass die Frauen unbedingt was machen wollen für die Klientinnen, aber selber unter Zwängen stehen. Und auch manchmal immer noch an schwierigen Mädchen- und Frauenbildern leiden – bei sich selbst und bei den anderen Frauen. So das war's. Meine Stationen.

Mod.: Vielen Dank Heide! Ich gebe jetzt weiter an Neval Gültekin und ich frage Sie ebenfalls nach biografischen Stationen und auch nach Auslösern, sich mit dem Frauenforschungsthema zu beschäftigen.

Neval Gültekin: Biografische Stationen - ich muss eigentlich mit der Türkei anfangen. Ich bin in der Türkei aufgewachsen und dort zur Schule gegangen bis zum 20. Lebensjahr. Ich habe die Grundschule dort besucht, die Mittelschule besucht und das Gymnasium, eigentlich kein Gymnasium, sondern ein amerikanisches College, es war ein Junior College. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich nach diesem College in die USA gehen können und mit dem 3. Jahr an der Uni anfangen, hätte ein drittes, viertes Jahr studiert. Es war quasi eine Art Hochschule. Ich hatte bereits in der Türkei somit einen weiten offenen Blick zur Welt erhalten, in Istanbul. Ich hatte einen

Zugang zur Welt, zum Weltverständnis, der für mich eigentlich wirklich sehr weit war, und mir war mein eigener Lebensbereich irgendwie zu eng. Ich war nämlich in einem Internat. Nach dem Internat wäre ich in der Türkei in die Uni gegangen und hätte mich nochmals in meinem Radius, nach meinem Verständnis, etwas verengt. Und somit wollte ich nach Deutschland bzw. ins Ausland, nach Europa. Vielleicht England, vielleicht USA, aber USA war mir zu weit, und von Deutschland hatte ich ein bestimmtes Bild, ich weiß nicht, woher ich dieses Bild hatte. Das kann ich Ihnen überhaupt nicht sagen. Das Bild, das ich von Deutschland hatte, war eines, was sehr demokratisch, sehr freizügig war, wo Geschlechterverhältnisse auch auf einem ganz hohen Niveau waren. Das war meine Fantasie, meine Vorstellung von Deutschland. Das war 1970/71. Dann habe ich die staatliche Prüfung gemacht, um im Ausland studieren zu dürfen, und kam hier mit kaum irgendwelchen Mitteln her. Nur mit der Sicherheit, dass ich für 6 Monate unterstützt werde. Und diese 6 Monate habe ich damit verbracht, einen Job zu finden und mein Studium zu finanzieren. Und in diesen 6 Monaten habe ich die Welt in Deutschland kennen gelernt: ich habe gesehen, dass das nämlich nicht so war, wie ich mir es so vorgestellt hatte, dass die Geschlechterverhältnisse auf einem wirklich freiheitlichen Niveau waren. Mit großem Erstaunen habe ich auch Begrenzungen feststellen müssen, weil ich dann gemeint habe, ich kann jederzeit, also zu jeder Tages- oder Nachtzeit, auf die Straße gehen, - damals wohnte ich in Frankfurt in der Nähe der Friedberger Anlage und wusste nicht, wenn ich am Mainufer nach Hause in die Friedberger Anlage lief, dass ich über die breite Gasse laufen muss, wo die ganze Prostitution angesiedelt war. Und als ich dann mit dem Studium angefangen habe, habe ich es mit sehr vielen Mühen so weit geschafft, dass ich auch einen Job hatte, zum Teil illegal, weil ich als Studierende nicht arbeiten durfte, und habe dann innerhalb von einem Jahr deutsch gelernt, das Studienkolleg gemacht und mit der Uni angefangen und damit habe ich auch die Frauenbewegung kennen gelernt - die Frauenbewegung an der Uni. Ich kann mich erinnern, das muss 1972 gewesen sein, Angela Davies war am Opernplatz in Frankfurt. Und die hat natürlich nicht nur zu Frauenrechten was gesagt, sondern zu den Rechten der Schwarzen in erster Linie. Ich hatte in der Türkei eine Situation gehabt, wo die Frauenemanzipation vom Staat her angeordnet worden war seit den 20er Jahren. Das heißt, es gab in den Schulen sehr viele Lehrerinnen, ich hatte sehr viele Vorbilder in der Schule: Lehrerinnen, die ledig geblieben sind, die nicht geheiratet haben, bewusst nicht geheiratet haben, auch Rechtsanwältinnen, sehr viele Hochschullehrerinnen. Und hier in Deutschland bin ich mit sehr vielen Widersprüchen konfrontiert worden. Auf der einen Seite die Frauenbewegung, die sehr radikal auf die Straße ging, in der Öffentlichkeit für Rechte demonstriert und Rechte eingeklagt hat, auf der anderen Seite aber konnten Frauen nur sehr wenige Räume für sich wahrnehmen. Durch die Frauenbewegung hatte ich wie viele Freundinnen, die in einer ähnlichen Situation waren - aus der Türkei, aus anderen Ländern auch, aus dem Iran oder Äthiopien - den westeuropäischen Diskurs als Folie für die Frauenemanzipation übernommen. Wir haben versucht, das auf die Frauen anzuwenden, die sich als Migrantinnen in Deutschland befunden haben, und das hat einige Jahre gedauert. In der Zwischenzeit gab es einen Wendepunkt, 1984, den gemeinsamen Kongress ausländischer und deutscher Frauen bundesweit. Dafür haben wir ein Jahr lang gearbeitet, und ich habe immer noch einen Pulli, den ich während der Vorbereitungstreffen gestrickt habe. Ich konnte bis dahin nicht stricken, ich habe während dieses Kongresses angefangen zu stricken. Ein lila-gold-rot-blaues Stück, also lila ist Grundlage. 1986 habe ich einen Aufsatz verfasst, der in den Beiträgen zu feministischen Theorie und Praxis erschien: „Anpassung zur Emanzipation?“ hieß der Titel. Das war ein Fragezeichen. Und das ist auch meine Haltung damals gewesen. Analog zu der Integrationsdiskussion in Bezug auf Migrantenfamilien, Kinder etc. heißt Integration „Anpassung“. Die Frage war: Sollen sich die Frauen auch noch zur Emanzipation anpassen, kann es nicht viele verschiedene Facetten von Emanzipation geben, je nach Biografie und je nach Lebenslage? Und im gleichen Jahr habe ich auch einen Aufsatz geschrieben, also ich habe meine Listen so durchgeguckt, da fiel mir auf, in der Retrospektive, der Titel hieß „Rassismus, Barriere für politische Partizipation“. Das war der Titel des Aufsatzes und da drin habe ich zum ersten Mal Rassismus und Sexismus als strukturell ähnlich verglichen. Das gibt eigentlich auch meine Richtung an, die habe ich bis heute beibehalten. Du hast vorhin die Verknüpfung von „Interkulturalität und Gender“ beschrieben. Und so ist es heute noch, dass es mein Anliegen ist, eine kultursensible und geschlechtersensible Perspektive auf alle Menschen, nicht nur auf Menschen mit Migrationshintergrund, sondern auch

innerhalb der deutschen Bevölkerung zu haben. Auch innerhalb der deutschen oder sonstiger Bevölkerungsgruppen gibt es sehr viele Kulturen. Das erfahre ich immer wieder auch von den Studierenden, ich habe seit drei Jahren eine Praxisreflexionsveranstaltung von Berufspraktikanten/Berufspraktikantinnen, und dort wird es mir auch deutlich, dass es innerhalb der Studierenden selbst sehr viele Kulturen gibt. Aber auch innerhalb der Klientel, die sie bedienen, gibt es sehr viele Kulturen. Das sind diejenigen, die sehr nah an der Praxis sind, die haben diese Sensibilität auch zum Teil. Und sie merken, dass deutsche Familien und marokkanische Familien in der gleichen sozialen Lage ähnliche Symptome oder Ausdrucksweisen und ähnliche Problemlagen haben.

Mod.: Es gibt sehr viele Themen, die jetzt schon angesprochen sind. Ein Thema war Ihre Einreise nach Deutschland und ihre Erlebnisse mit der Frauenbewegung und den Geschlechterverhältnissen in den 70er Jahren. Hier kann sich vielleicht Margit Brückner gut anschließen. Sie sind seit 1968 mit der Frauenbewegung, -forschung und -praxis beschäftigt. Wie haben Sie das damals erlebt?

Margrit Brückner: Ja vielleicht sollte ich damit anfangen, dass ich 1967 nach Frankfurt gegangen bin und in der Studentenbewegung aktiv war, was für mich biografisch auch deswegen sehr bedeutsam war, weil ich mich über die Studentenbewegung viele Schritte getraut habe, z.B. auch ein volles Studium zu machen. Ich dachte nämlich, ich müsse Volksschullehrerin werden, was ich aber eigentlich nicht wollte, und die Studentenbewegung hat mir es ermöglicht, mich zu trauen, etwas anderes zu studieren. Ich habe dann angefangen, Soziologie zu studieren. Deswegen war für mich die Studentenbewegung etwas sehr wichtiges, wo ich dann aktiv war, und da gab es eine Situation, wo eine Frau – manche kennen sie vielleicht aus der Literatur, die Yvonne Schütze war das damals 1968 – so einen kleinen Kreis von Frauen zusammengerufen hatte, wo ich dann auch dabei war. Es stand in der Paulskirche eine Veranstaltung der SPD an zum Thema „50 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland“. Und da haben wir gedacht, da muss man dazu demonstrieren, was Frauen heute zur Gleichberechtigung noch fehlt. Das war so das Erste, woran ich mich erinnern kann, wo wir damals als Frauen über die Studentenbewegung aktiv geworden sind. Da war noch alles nicht so sehr bewusst, aber es war so ein erster Schritt, und die andere Seite war die, dass innerhalb des SDS, Sozialistischer Deutscher Studentenbund, wo wir waren, deutlich wurde, dass dort Frauen eine besondere Rolle haben – und zwar keine, die wir besonders toll fanden. Wir waren jung und sehr frech, denke ich, von heute aus geschaut, aufmüppig und wollten uns das nicht bieten lassen. Wir haben in der Küche unseres Studentenwohnheims zusammen gesessen und die wunderbare Parolen entwickelt: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen“ und haben das auf das Flugblatt drauf geschrieben und haben das verteilt in Hannover auf der nächsten SDS-Sitzung. Was uns ganz wichtig war, vielleicht hat das die Frauenbewegung geprägt, wir konnten ja nicht alle im Chor sprechen, denn wir waren damals schon eine ganze Menge Frauen. Was wir dann gemacht haben: Eine, die sich am meisten getraut hat zu sprechen, die hat sich dann geduckt, so dass keiner sehen konnte, wer denn da spricht, sondern dass alle Frauen da gemeinsam aufgetreten sind. Und das waren die zwei Ecken, die für mich sehr wichtig waren, das eine war so das politische Nachaußentreten und das andere dann über diese Beschäftigung mit der Situation der Frau auch diese andere Seite „Was ist mit uns selbst?“, freie Sexualität, ein ganz wichtiges Thema, und Selbsterfahrung, wo Frauen über sich selbst in kleinen Gruppen gesprochen haben. Und ich denke, das war etwas ganz wichtiges damals für uns. Dann ging die ganze Studentenbewegung sehr schnell den Bach runter in sehr übler Weise. Es entstand dann in Frankfurt der Weiberrat, gleichzeitig mit Berlin. Die waren immer so ein kleines bisschen vor uns, es gab immer eine gute Konkurrenz zwischen Frankfurt und Berlin. In Berlin, die waren immer etwas schneller, aber wir haben versucht dann nach zu kommen. Wichtige Themen für uns damals waren, klar, der §218, aber auch die internationale Frauensolidarität. Leider – das ist mir jetzt gerade nochmals, Neval, nachdem was Du da berichtet hattest, aufgefallen – war der Blick weniger gerichtet auf Frauen aus anderen Ländern in Deutschland. Gut, wir waren ein relativ internationales Grüppchen Frauen, das muss man schon auch sagen. Wir interessierten uns für Frauen in Chile, richteten also den Blick ganz weit weg. Mein Studium war dann zu Ende. Ich bin an die Fachhochschule gegangen. Das führte dazu, bzw. schon in der letzten Zeit des Weiberrates, gründeten sich nach der Auflösung der

Studentenbewegung lauter linke Grüppchen verschiedenster Art. Und ich gehörte immer zu den Frauen, die ‚doppelt organisiert‘ waren. Die „doppelt Organisierten“ waren die, die zum einen organisiert waren in Frauengruppen, in dem Fall in dem Weiberrat, und zum andern organisiert waren in diesen linken Gruppen. Die linken Gruppen fanden das ganz toll, weil sie das gesehen haben als eine Möglichkeit, noch mehr Mitglieder zu gewinnen für die linken Gruppen. So haben wir uns selbst aber nicht verstanden, es gab denn entsprechend auch immer die Frage, ist das der Verrat an der Sache der Frauen, wenn es diese Doppelorganisation gab. Die Gruppen haben das zum Teil dann gelöst, in dem sie eigene Frauengruppen gebildet haben, ich bin dann ausgetreten, bin bei den Frauen geblieben. Es war eine riesige, immer schwierige Balance. Für mich persönlich auch immer ganz schwierig: Wo fühle ich mich dazugehörig? Ich wollte immer bei beiden dabei sein, aber das war immer gar nicht so einfach möglich. Und dieses „bei beiden Dabeisein“, das ist mir erhalten geblieben: Als ich an die Fachhochschule gegangen bin, war mein Interesse zu gucken, was kann ich als linke engagierte frauenbewegte Frau im Fachbereich Soziale Arbeit unterbringen und einbringen. Dann gab es erste Ideen, das war so Mitte der 70er Jahre. Wir haben ein Praxisprojekt gegründet im sozialen Bereich, nämlich die Arbeit mit obdachlosen Frauen in einem Wohnheim. Da war die Idee, zum einen so eine Gruppe anzubieten für die Frauen, auch Freizeitgestaltung zu machen. Wir haben auch so etwas gemacht wie Alphabethisierungskurse. Es stellte sich heraus, es war unbekannt bis dahin, dass es Frauen gab, die nicht lesen und nicht schreiben können, hatten wir vorher auch noch nie gehört, gab es aber. Es waren Frauen in einer extrem schwierigen Lebenssituation und andererseits mit Ressourcen, die uns unendlich verblüfft haben. Mich faszinierten so einzelne Geschichten, so zum Beispiel eine Frau, die lange beim Zirkus gearbeitet hatte, dann inzwischen invalide und älter war, die rief eines Tages in diesem Heim an von Marseille aus. Sie sei jetzt in Marseille, bräuchte Geld, weil sie jetzt wieder zurückkommen wollte. Sie ist ohne einen Pfennig Geld bis nach Marseille gekommen und wir haben uns dann überlegt, wie kriegt man so was hin, was hat sie da für Ressourcen. Und dann gab es ein anderes Erlebnis noch, die Studierenden sind dann mit den Frauen mal ausgegangen und wollten schauen, was können wir uns leisten, was können wir bezahlen, dann haben die Frauen gesagt: ‚Was, bezahlen? Ihr wollt doch nicht etwa selber bezahlen? Das machen doch die Männer für uns.‘ Und haben die Männer angehauen und haben es auch geschafft. Sie haben keinen Pfennig Geld ausgegeben an dem Abend, es wurde alles bezahlt. Das heißt, was mich da fasziniert hat an diesem Punkt und nicht nur mich, sondern auch die anderen, diese ganz extrem schwierige Lebenssituation einerseits und andererseits die Ressourcen der Frauen.

Das Thema „Doppelorganisation“ tauchte dann bei dem nächsten Praxisprojekt auf mit der Gründung des autonomen Frauenhauses in Frankfurt. Erste Vorläufer hatte es 1976 gegeben, das dritte Frauenhaus in Deutschland wurde dann 1978 in Frankfurt eröffnet. Und da bin ich zu der Gruppe dazu gestoßen und habe gesagt, das ist ja ganz prima, es gibt interessierte Studierende, wir würden da gerne mitmachen, mithelfen, mitarbeiten. Und dann tauchte wieder dasselbe Problem der Doppeltorganisiertheit auf. Denn wir waren frauenpolitisch interessiert und gleichzeitig war der Wunsch aktiv zu werden auch noch mit davon geprägt, Mitglieder einer Hochschule zu sein und diese Aktivität in ein Hochschulpraxisprojekt einbinden zu wollen.

Ein Punkt, der aber immer dieses Stückchen Ambivalenz auch noch beinhaltete: Wie kann es gelingen, berufliche Fragen mit einer politischen Fragestellung und auch mit dem Interesse, etwas politisch zu bewegen, zu verbinden? Das war nicht einfach. Was mich interessiert hat und woraus dann auch meine Doktorarbeit entstanden ist und das Buch „Die Liebe der Frauen“, war das Thema „Selbstbilder der Frauen“, - und das durchaus nicht nur von ihnen, sondern es war auch mein eigenes Thema: welche Beziehungsvorstellungen haben wir, Wendepunkte im Leben, Beziehungsabbrüche, neue Wege gehen. Das war die eine Seite, die andere Seite, die mich seither auch bis heute noch interessiert, ist die Organisationsfrage. Jetzt nicht so sehr die politische, sondern die professionelle und die autonome: Wie wird es gestaltet? Und da ich neben Soziologin auch noch Gruppenanalytikerin und Supervisorin bin, hat mich dann insbesondere in den letzten Jahren die Frage der unbewussten Seite von Organisation interessiert. Entstanden ist die Idee auch darüber zu forschen an einem Wochenende, wo wir mit Studierenden in einem alternativen Bildungsprojekt unterwegs waren, und alle auf einem Matratzenlager schliefen. Irgendwann habe ich dann den Zettel wieder gefunden bzw. habe ich ihn gesucht für diese

Veranstaltung: Ich hatte mir erste Sätze aufgeschrieben, was mir wichtige Fragen scheinen. Und zwar war das Thema die sich weitende Schere zwischen Konzept und Realität im Frauenhaus: Was haben wir erwartet, was war die ganz andere Realität oder in vielen Punkten andere Realität? Was hat das für uns bedeutet? Vor allen Dingen war da auch das Thema Versorgungshaltung und Versorgungsmacht. Das waren Punkte, die mich interessiert haben. Ich bin dann zu dem Zeitpunkt in die USA gegangen nach Berkeley, und habe dort Kontakt bekommen zu Frauenforschungsgruppen und das fand ich hochspannend – und zu Frauenhäusern. Und was mich an den Frauenhäusern dort interessiert hat – wie gesagt, bei uns war da noch nicht sehr viel, Literatur gab es überhaupt keine –, also an den Frauenhäusern, die ich dann kennen gelernt habe, waren solche Sachen, wo ich gedacht habe, ich verstehe die Welt nicht mehr: dass zum Beispiel ein Bankdirektor der lokalen Bank am Wochenende ins Frauenhaus ging und den Ausguss reparierte – bei uns würde man sagen: ehrenamtliche Tätigkeit. Das fanden alle ganz hervorragend. Und es gab zum Beispiel eine Tagung über Gewalt gegen Frauen in der US-Armee, mitten in einem Armeezentrum. Da habe ich gedacht, um Gottes willen, soll ich da hingehen? Aber das fand nur ich komisch, die anderen fanden das alle gar nicht komisch. Da ist mir nochmals deutlich geworden, wie faszinierend die Frage ist, was ist anders in anderen Ländern. Wie unkonventionell, für mich hoch erstaunlich: ein Bankdirektor in einem Frauenhaus und ich in der US-Armee! Fand ich schon sehr merkwürdige Sachen, aber ich fand es sehr faszinierend und für mich einen hohen Gewinn, selbst in einer Weise offen sein zu können und zu müssen, wie ich hier das vielleicht hätte gar nicht können.

Die Frauenforschungsgruppe, von der ich fasziniert war und mit der ich dann Kontakt hatte, fand ich von Deutschland aus sehr dogmatisch. Und zwar dogmatisch bezogen darauf, dass die mein Interesse an der Psychoanalyse sehr komisch fanden und mein Interesse an dem Thema, auf die Frauen selbst zu gucken und auf die Verstrickungen von Frauen auch in gewalttätig gewordenen Liebesbeziehungen, fanden sie sehr daneben. Aber da ich Ausländerin war, hatte ich dann den Bonus, dass ich mir das angucken durfte. Da ist mir deutlich geworden, und ich denke auch das hat sich durchgehalten, dass mich immer interessiert hat, auch quer zu denken und quer zu gucken - auch auf die Tabus innerhalb der Frauenbewegung und der Frauenforschung. Das hat aber auch seinen Preis: da ich ja in den USA war, habe ich auf englisch geschrieben und hatte auch ein großes Interesse, dass diese Arbeit auf englisch erscheint. Das wurde dann evaluiert von einer britischen Frauenforscherin und die, das habe ich jetzt auch wieder gefunden, die fand dann, dieses Buch darf auf keinen Fall veröffentlicht werden. Denn das ist „profoundly disturbing“ und etwas, das der Frauenbewegung schadet. Da sind dann auch die Grenzen, aber es hat mich auch immer gereizt.

Es werden aber immer wieder einzelne Problemgruppen neu kreiert und konstruiert und in dem Falle eben auch wieder von der Politik benutzt. Wie können wir da eingreifen oder was gibt es für Möglichkeiten, Heide hat das ja auch thematisiert. Auf der einen Seite machen wir es ein Stück weit mit, sind gezwungen es mit zu machen, aber wo sind auch Möglichkeiten, das deutlich und öffentlich zu machen.

Mod.: Ja vielen Dank, es war jetzt der dritte spannende Beitrag. Nun gebe ich Ingrid Hotz-Davies das Wort zu ihren zentralen biografischen Stationen.

Ingrid Hotz-Davies: Ich freue mich, dass ich jetzt zum Schluss dran bin, ich habe immer schon mitgeschrieben bei dem, was alle andern gesagt haben. Also erstens habe ich das schon mal ganz spannend gefunden, dass jemand mich nach meiner Biografie fragt. Ich wüsste überhaupt nicht, dass mich jemals überhaupt jemand schon mal danach gefragt hätte, und das sagt natürlich etwas aus darüber, wie die Wissenschaft funktioniert, das sagt auch etwas darüber aus, dass wir hier an einem anderen Ort sind. Aber es kommt auch noch dazu, dass ich als Anglistin hier deutlich schräg bin unter Politikwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftlerinnen, die mehr aus der Praxis kommen, während ich, würde ich mal sagen, mit der Literatur in dem Bereich der Repräsentationen arbeite, der Geschichten, die wir über uns erzählen, und die über uns erzählt werden, vielleicht sogar der Fantasien, der Imaginationen, des Denkens im Denken, damit meine ich also dessen, was man sich vorstellen kann und möchte. Was ja vielleicht auch häufig jenseits von irgendetwas liegt, das real vorhanden ist, und deswegen dachte ich mir, schon seit mindestens zwei Wochen lässt mich das nicht mehr los, was wollen denn die von mir wissen? Ich dachte mir,

die wollen bestimmt nicht wissen, wie aus mir eine Anglistin geworden ist, das kann die nicht interessieren. Und dann dachte ich: ich verstehe das jetzt anders. Der Satz, der mich dann angestoßen hat, war der Satz: Welche wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen lösten den Einstieg in die Gender-Forschung aus? So ein Initialzündungsmoment. Und ich würde sagen, da gibt es für mich eine ganz kurze Antwort darauf, nämlich: die bloße Existenz des binären Geschlechtermodells löste den Einstieg in die Gender-Forschung aus. Damit eigentlich die Existenz unserer Gesellschaft, so wie wir sie kennen. Der Witz ist bei mir, dass es bei mir sehr spät statt gefunden hat. Ich musste gar nicht aus der Türkei kommen, sondern bei mir hat es als Erwachsene an der Universität statt gefunden, weil ich dort eigentlich erst gemerkt habe, dass ich in einem binären Geschlechtermodell lebe. Dass alle andern Menschen dort leben und ich habe es bisher irgendwie verschlafen gehabt. Wie ist also so etwas möglich, dass ich irgendwie so 20 Jahre schlafen konnte und dann das merke und dann dieses System, in dem ich mich jetzt fand, als absurd empfand, vielleicht auch als Affront und am liebsten gleich sofort wieder umgekehrt und davongelaufen wäre. Und der Grund dafür ist bei mir biografisch, jetzt kommt das Biografische, da habe ich gedacht, jetzt oute ich mich dann auch noch gleich. Ich komme aus einer, sagen wir mal, eingeschlechtlichen Familie. Meine Mutter ist ledig und damit war sie alleinerziehend. Ich war damals das, was man ein lediges Kind genannt hat, wo also schon die Schwierigkeit der Zuordnung sichtbar wird, dass da das Kind nicht verheiratet war, in dieser sprachlichen Schöpfung. Das heißt, meine Mutter und ich, wir waren praktisch eine Zwei-Personen-Familie und wir haben in verschiedenen Familienverbänden überlebt. In denen dann natürlich auch immer wieder Männer zugegen waren ... Und ich war sicherlich auch in der Lage, faktisch im Bereich dessen, was wir als „Sex“ bezeichnen, also des biologischen Geschlechts, Männer von Frauen zu unterscheiden. Nur, ich habe nicht tatsächlich die Erfahrung des Geschlechts als Differenzkategorie gemacht. Das heißt, für mich waren alle Menschen irgendwie Menschen und die kamen in zwei Varianten vor, und eine davon war meine Erziehungsberechtigte und war weiblich. Also ich hab nicht daraus geschlossen, dass alle Menschen Frauen sind oder sonst was. Ich habe offensichtlich einfach angenommen, dass alle Menschen Menschen sind, dass es kein gender gibt, es gibt nur sex. Das wusste ich natürlich damals noch nicht. Dann wurde es noch dadurch schlimmer, dass ich auch noch auf eine Mädchenschule ging. Wo ja natürlich alle Menschen weiblich sind, sofern sie in der eigenen Generation sind. Und da gibt es natürlich männliche Lehrer, sehr wohl, aber von mir wurden die nicht als Männer wahrgenommen, im Sinne von gender. Die wurden vielleicht als sexy oder nicht sexy wahrgenommen, um im Bereich der sexuellen Abstoßung oder Attraktion zu bleiben. Aber nicht, dass ich mir vorgestellt hätte, dass diese Männer sich irgendwie essentiell von Frauen unterscheiden oder umgekehrt. Das heißt, für mich waren die Fähigkeiten und die Charaktereigenschaften und natürlich auch mein Verhältnis zu anderen Menschen nicht geschlechtsspezifisch geprägt. Für mich gab es halt ein Geschlecht und das gab es wie in der Bibel in männlicher und weiblicher Form. Es gab natürlich Signale, also wenn ich aufgepasst hätte, dann hätte ich schon merken sollen, wo ich mich tatsächlich befinde, nämlich dass ich die Welt irgendwie exzentrisch sehe, dass ich sie falsch sehe, dass ich also irgendwie das nicht richtig begriffen habe, wie das funktioniert. Die zeitgenössische Geschlechterforschung spricht an sich von der wichtigen Rolle der Interpellierung, dass also die Gesellschaft uns anruft und mir eigentlich beständig sagt, wer ich zu sein habe. Und ich habe halt da offensichtlich strategisch blind nicht zugehört. Es gibt eine lustige Anekdote, die in meiner Familie kursiert, an die ich mich selber gar nicht erinnern kann: Als ich in der Grundschule war in der ersten Klasse, wurde meine Mutter von meiner Lehrerin daraufhin angesprochen, dass das Kind offensichtlich diesen „Ledigen-Kind-Status“ so gut verkraftet, denn sie hätte mich im Gespräch mit anderen Kindern im Schulhof gesehen und wir hätten uns darüber unterhalten, wo denn die Babys herkommen. Und dann hätte eine ganz Gescheite gesagt, „ja das ist so, da heiratet ein Mann und eine Frau und dann kommt ein Baby,“ und dann hätte ich gesagt, „nein, nein das kann gar nicht sein, meine Mutter ist nicht verheiratet und ich bin doch da.“ Ich finde es schade, dass ich es selber nicht mehr weiß, meine Mutter weiß es durch die Lehrerin. Und ähnliche Abwehrreaktionen, also die hat es bei mir wohl öfter gegeben. Im Studium bin ich dann zum Beispiel mit der Psychoanalyse-Theorie zusammengetroffen. Und da gibt es Mamas und Papas und ödipale Konflikte. Und dann dachte ich immer, dann müsste es mich ja gar nicht geben, dann ist das völlig undenkbar. Das heißt, die Geschichte vom Schulhof hat sich weiter fortgesetzt.

Das heißt also anders formuliert, dass ich eigentlich seit meiner Kindheit mit so einer anerzogenen Hermeneutik des Verdachts herumlaufe und mit einer gewissen Skepsis ausgestattet bin, Skepsis, die immer schlimmer wird, je älter ich werde. Es wird also gar nicht besser. Was heißt das? Also viele Facetten der binären Geschlechterordnung und natürlich auch der Forschungen und Diskurse, die sie begründen, kann ich immer wieder nicht wiedererkennen. Und konnte es nicht. Und das habe ich im Studium gelernt, bloß ich habe gedacht, ja die Anderen argumentieren irgendwie ganz anders.

Und dann habe ich sofort nach Auswegen gesucht und bin auf Stevie Smith gestoßen. Dann habe ich geguckt, ob es andere so Komische gibt wie mich. Und habe dann versucht, literarische Beispiele zu finden von solchen Wegläuferinnen so wie ich eine war. Ich weiß natürlich, dass die meisten Menschen an diese Modelle tatsächlich glauben, und ich denke „glauben“ ist wirklich das richtige Wort. Ich weiß aber auch, dass diese Modelle, diese binären Geschlechtermodelle, nicht zwingend sind und für mich teilweise sogar absurd sind und es immer waren und auch bleiben werden. Und in gewisser Weise versuche ich seither eigentlich nichts anderes, als in meiner Forschung und besonders in meiner Lehre diese meine Skepsis kreativ zu nutzen und wenn es geht, andere damit zu infizieren. Ich will eigentlich nichts weniger, als die binäre Geschlechterordnung abschaffen, eine Welt herstellen, die meinem instinktiven Wissen von den Geschlechtern entspricht.

Ich weiß wirklich nicht, wozu diese binäre Geschlechterordnung gut sein soll. Und während ich von ihr umgeben bin, und ich komme mir immer ein bisschen so vor, als ob ich im Ausland leben würde oder im Exil, lebe ich in gewisser Weise nicht tatsächlich hier und ich will in meiner Forschung natürlich andere finden, die das auch so gedacht haben oder sich so vorgestellt haben, also andere ausbruchswillige Autorinnen und Autoren. Verbotene Stimmen, die man normalerweise nicht hören kann. Die Frage, wo kommt denn die Stimme her, wenn jemand in die Hocke gegangen ist und von dort aus spricht, wie es die Vorrednerin so anschaulich beschrieben hat. Die Frage, was die Schamlosen machen, die Schamlosen sind natürlich auch diejenigen, die die Regeln nicht beachten. Die Neinsagerinnen sind diejenigen, die davonlaufen wollen und so weiter. Das heißt also, es zieht sich durch meine Arbeit so durch. Insbesondere in der Lehre versuche ich die Studierenden dahingehend zu provozieren, nicht dass sie das glauben, was ich glaube, sondern dass sie eine Skepsis entwickeln. Und wir leben in sehr unskeptischen Zeiten, würde ich mal sagen. Also das ist selber schon eine gewisse Tugend und meine Hoffnung ist natürlich, dass man auf diese Weise andere Männer und Frauen fördern kann, die anders sein wollen. Die müssen dann nicht so sein wie ich, sondern sie können ja ihre eigenen Wege finden. Aber sie müssen auf alle Fälle diese schrägen Fragen stellen können. Das war es.

Mod.: Hier ist eine Nachfrage aus dem Publikum zu Stevie Smith.

Ingrid Hotz-Davies: Die Stevie Smith, wie gesagt, ist ja eine Wegläuferin. Der Ort, an den sie häufig hinläuft in ihrer Dichtung, ist der Tod. Aber nicht jetzt in einer Larmoyanz, „ach ich fürchte den Tod“, sondern eigentlich als Provokation. Als Provokation des Lesers auch. Und es gibt zum Beispiel auch ein Gedicht von ihr:

„Some are born to bliss and joy and some are born to sorrow.

But not for very long as we shall not be here tomorrow.”

Publikum: „Nochmals.“ (Wiederholung des Gedichtes)

Mod.: Was ich gerade interessant fand, war dieses Erleben des Umgebensein von der binären Geschlechterordnung, dieses Sich-Dazwischen-Fühlen. Ich habe es bei allen herausgehört, dazu gehört für mich auf der anderen Seite auch, „doppelt organisiert“ zu sein. Also sich zwischen verschiedenen Bereichen oder zwischen verschiedenen ‚Welten‘ bewegen – mit durchlässigen Grenzen. Neben dem Impuls, „davonlaufen zu wollen“ höre ich auch ein entschiedenes „Dranbleiben“, etwas verändern, sich einmischen wollen, und daran geknüpft sehr viel Lust. Die damit einhergehende Auseinandersetzung gibt offenbar auch eine gewisse Kraft – so mein Eindruck aus Euren Beiträgen. Das finde ich schön und möchte damit zur zweiten Fragerunde überleiten.

Mod.: „Was regt Sie in den Diskursen und in der Praxis der Frauen- und Geschlechterforschung gerade besonders auf?“ und „Was regt Sie besonders an?“

Heide Funk: Also ich würde gerne daran anschließen was ich vorher gesagt habe. Und zwar ist es so, dass ich mich an ganz vielen Stellen danach sehne, dass ich mich mit dem, was ich an Alltagsproblemen habe, in bestimmten Forschungsfragen wiederfinde. Und ich habe den Eindruck, dass die Frage von Gewalt und von struktureller Gewalt für uns allzu schnell definiert ist, allzu schnell scheinbar im Griff ist. Ich habe aus den biografischen Analysen von den Mädchen rausgelesen, dass es für sie überhaupt nicht klar ist, wenn ihnen was zustößt oder wenn sie schlecht behandelt werden, ob das nun Gewalt ist oder nicht. Das war ein Effekt der biografischen Untersuchung und seit dem ist es für mich eine offene Frage, wann merkt eigentlich jemand, dass etwas Gewalt ist und was nicht. Und parallel dazu stelle ich halt auch fest, dass die Sozialarbeiterinnen, die sich sozusagen um das Wohl von Klienten kümmern sollen, unter Einschränkungen arbeiten, von denen sie annehmen, es müsste so sein und es geht nicht anders, und es auch nicht mehr als unzumutbar definieren, was ihre Arbeitshaltung angeht, auch nicht was ihr Verhältnis zu den Klientinnen angeht. Früher haben wir viel miteinander diskutiert und immer wieder und in allen Lebenslagen hätten wir aus so einer Frage unter Umständen eine weitergehende Frage gemacht. Also wir hätten uns hingesezt und hätten gesagt: „Wie sind wir heute von Gewalt betroffen. Wie erleben wir strukturelle Gewalt und warum fällt es uns schwer, diese so zu benennen?“ Wenn wir sagen, „das ist Gewalt“, ist es noch lange nicht sicher, dass andere das auch so sehen. Das hatten wir gelernt. Und ich denke, dass es heute wieder an der Tagesordnung wäre, Fragen zu stellen. Und ich merke, dass es mir schwer fällt, an der Stelle zu sagen, was ich empfinde, und was eigentlich zum Thema gemacht werden müsste, mache ich jetzt auch zum Thema. Also zu sehen, dass wir auch durchaus verstrickt sind, dass wir Mittäterinnen sind, insofern als wir doch ganz oft an Sachzwänge glauben bzw. Rationalisierungen hinnehmen und auch die Rationalisierungen teilen, sie an Klienten oder an wen auch immer weitergeben. Was für mich zentral ist, ist dass wir uns relativ schnell der Verkürzung des Studiums auf 6 Semester unterworfen haben und wissen, dass es eine Abwertung. Wir sind da mit drin, und so gibt es ganz viele Stellen, also wenn ich mich jetzt persönlich meine, wenn ich jetzt nicht die Sozialarbeiterinnen meine. Und trotzdem haben die Klienten einen Begriff davon, stellen sich auf unsere ganz verqueren Sachen ein, aber haben auch selber einen Begriff davon, dass irgendetwas vielleicht nicht in Ordnung wäre, haben aber nicht mehr den Mut, das zu benennen. Und wenn wir jetzt anfangen, Betroffenenbefragungen zu machen, dann gibt es wiederum nur ganz wenige Beispiele, wenn Betroffene gefragt werden sollen, wie sie was empfinden, dann müssen sie auch mitbestimmen können, wie die Forschung geht, bzw. sie müssen auch nochmals ihre Gewalterfahrung reflektieren. Das heißt, wenn wir Betroffene von bestimmten Einrichtungen oder von Einschränkungen nach der Qualität und der Einrichtung befragen, dann müssten wir auch wissen, wie schwierig es ist zu sagen, eigentlich reicht uns das alles nicht und eigentlich kriegen wir das nicht, was wir brauchen. Die Frage ist, was lassen wir zu an Erfahrung von struktureller Gewalt, wie sind wir heute in der Lage, das neu zu definieren, gerade auch weil wir darin verstrickt sind. So, das ist es, was mich bewegt.

Mod.: Danke schön. Was bewegt andere?

Neval Gültekin: Ich habe mitgedacht die ganze Zeit. Als Sie von der Gewalt, auch struktureller Gewalt gesprochen haben, und wie viel wir hinnehmen oder auch uns instrumentalisieren lassen, dass andere das hinnehmen und dass wir bestimmte Entwicklungen nicht anklagen, da habe ich gleichzeitig gedacht, es wird sehr viel über die Gender Mainstreaming-Strategie gesprochen, und wie gut eigentlich alles vorangeht, und dass hier und da die Gender Mainstreaming-Strategie implementiert wird, auf der Regierungsebene, auf Ministerialebene gibt es schon Schritte. Gleichzeitig wissen wir, dass es viele Gruppen in diesem Land gibt, deren Rechte, auch Menschenrechte und Frauenrechte, überhaupt nicht respektiert oder wahrgenommen werden. Und dass es da ein ziemliches Ungleichgewicht gibt. Also ich bin sehr neugierig zum Beispiel zu erfahren von Dir, Brigitte Sellach, morgen, was ihr über die Forschung, die ihr gemeinsam gemacht habt, also die Begleitforschung des Gender Mainstreaming-Prozesses der Bundesministerien, zu erzählen habt. Wir sind sehr nah dran, und trotzdem können wir uns das überhaupt nicht

vorstellen. Wie sollen sich dann Frauen in ganz normalen Lebensverhältnissen, durchschnittlichen Lebensverhältnissen, überhaupt vorstellen, was unter Gender Mainstreaming verstanden wird? Wenn es heißt, Geschlechterdemokratie, Geschlechtergleichstellung etc., und sie erlebt etwas ganz anderes im Alltag, und wenn ich das wiederum auf mein Thema zurückhole, was bedeutet das für Migrantinnen, Migrantinnen, Flüchtlingsfrauen, deren Menschenrechte hier nicht beachtet werden in diesem Land?

Und was bedeutet Gewalt im privaten Bereich, wenn wir das Thema Gewalt uns anschauen? Es gab diese Studie von dem BMFSJ, sie ist interkulturell durchgeführt worden, es sind sehr ähnliche Ergebnisse erzielt worden. Und wie haben die Öffentlichkeit und die Politik darauf reagiert? Die haben die Migrantinnen rausgezogen, aufgeschnappt und das an die Wand gestellt und gesagt, „die türkischen Migrantinnen, die haben so und soviel Gewalt“. Und wenn man aber schaut, da bewegt sich das von 33% zu 41%, das ist verrückt zu sagen, 41% ist schlimmer als 33%. Das dürfte eigentlich überhaupt nicht sein. Wir dürften das absolut nicht akzeptieren, es geht nicht um Akzeptanz, sondern auch um diesen Ethnisierungsprozess, Gewalt wird ethnisiert. Das ist dann so, durch die ethnische Minderheit hat man ein Instrument, um unerwünschte Entwicklungen in der eigenen Bevölkerung zu übersehen.

Mod.: Du sprichst den Widerspruch an, auf der einen Seite haben wir Gender Mainstreaming, auf der anderen ist es eine Paraphrase, ein Deckmantel für ganz vieles. Was passiert eigentlich mit dem, was wir an struktureller Gewalt vorfinden, was passiert mit diesen Forschungsergebnissen, die aufzeigen, das alles sehr viel differenzierter zu betrachten ist? Stattdessen werden aber immer wieder einzelne Problemgruppen neu kreiert und konstruiert und von der Politik benutzt. Heide hat das ja auch thematisiert. Auf der einen Seite machen wir es ein Stück weit mit, sind gezwungen, diese Zuschreibungen mit zu machen. Aber wo sind auch Möglichkeiten, das deutlich und öffentlich zu machen, wie können wir da eingreifen?

Margrit Brückner: Ja, da vielleicht noch einen Satz. Ich sehe das Problem, Neval, was Du geschildert hast. Ich glaube nur, dass es eine ganz feine Linie ist zwischen Diskriminierung und Tabuisierung. Und ich glaube, es fehlen Orte, auch innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung, wo es möglich ist, da gut hinzuschauen. Wo wird etwas als Diskriminierung erlebt und wo wird auch der Mantel des Tabus darüber gedeckt. Dass es nicht gesagt werden darf, da gibt es auch Differenzierungen mit ethnischen Hintergründen, sondern dann lieber gar nichts sagen und darüber schweigen, das halte ich auch für fatal. Also da denke ich, da steht eine Debatte aus, die ich sehr wichtig, aber unendlich schwierig finde, wo ich schrecklichste Situationen in Frauenkontexten erlebt habe, wo keine Debatte, kein Nachdenken, nur noch Beschimpfen möglich ist. Und da glaube ich, fehlt ein Ort, solche Fragen, wie Du sie jetzt aufgeworfen hast, in Ruhe – oder auch die Emotionalität, die dann entsteht – anzuschauen und zu diskutieren. Da glaube ich, ist absolut ein Mangel an einem Ort. Zu dem Thema Gender Mainstreaming muss ich sagen, ich habe immer so einen kleinen gefühlsmäßigen Widerstand dagegen. (Gelächter) Das will ich jetzt überhaupt nicht vertiefen, was mich daran beschäftigt ist, Gender ist ein Marktsegment geworden. Und dazu haben wir ja auch beigetragen. Das Gute daran ist, dass es Jobs gibt, in allen möglichen Varianten, die andere Seite ist, es gibt auch Fragen dazu: Was macht das mit uns, diese Verberuflichung von allem, was mit Frauen und Gender zu tun hat. Die, ja einschließlich mir selbst, wir ja auch vorangetrieben haben, aber wo sind wir da angekommen? Was macht das mit der Bewegung, dem politischen Kontext? Was macht es mit der Frage an uns als Personen? Da bin ich mir ganz unsicher, also ein Begriff, der mir sehr viel näher ist, ist der der Geschlechterdemokratie, den ich selbst verwende. Wobei ich auch bei dem Begriff Fragen sehe, Demokratie kann nicht nur Geschlechterdemokratie sein, sondern hat natürlich auch etwas mit Klasse und mit Ethnie zu tun. Andererseits ist das ein Punkt, wenn man den hier auch rausstellen darf, soll man die anderen beiden in dieser Trias immer mitdenken.

Ein Thema, was mich interessiert, ist, dass ich denke, Frauen- und Geschlechterforschung ist ganz wichtig, dass es das gibt, aber wo ist es uns möglich, über die Grenzen, die darin enthalten sind, rauszuzugucken? Es kann ja nicht angehen, dass zunehmend Frauen dieses Feld besetzen und in allen anderen Feldern nicht vorkommen. Und munter alle anderen Wissenschaften weiter machen, das hat natürlich was zu tun mit einerseits der wahrscheinlich sehr historischen Notwendigkeit der Separierungspolitik und andererseits aber auch der fatalen Konsequenzen dieser

Separierungspolitik. Das hat Adorno mal gesagt, diese Bindestrich-Soziologie, also so eine Bindestrich-Wissenschaft, ist fatal. Und dann gucken wir noch nach Frauen und Geschlechtern. Und die ändern tun das dann gar nicht, die können wunderbar leben ohne den Mainstream. Und da glaube ich, ist was ganz Fatales, wie kann es gelingen, dass Themen der Frauen- und Geschlechterforschung eingehen in Fragen dieser Gerechtigkeitsdiskussion, die es jetzt gibt und in die Sozialstaatsdiskussion. Und das sind Diskurse, die mich sehr interessieren, und die ich unendlich wichtig finde, und da gehört die Care-Debatte rein, die nichts anderes bedeutet, als dass ein feministischer Diskurs ausgegangen ist von Skandinavien und England und dann in anderer Form auch USA, wo es darum geht, Sozialstaatskonzepte unter dem Begriffe „Care“ zu entwickeln (Diese englischen Begriffe finde ich eigentlich nicht so gut, sie lassen sich schwer übersetzen, es wird manchmal übersetzt mit Fürsorge und Pflege oder auch mit „sorgen“.). Ein Thema, wo Philosophinnen davon ausgehen, dass Fragen der Fürsorglichkeit eng verbunden mit Fragen der Gerechtigkeit als zentrale gesellschaftliche Fragen diskutiert werden müssen. Und da ist man natürlich ganz schnell auch wieder auf der Geschlechterebene. Aber sich da auf solche Felder vorzuwagen und diese zentralen, also jetzt sage ich das mal als Soziologin, gesellschaftstheoretischen Debatten, sozialstaatstheoretischen Debatten, mit zu beeinflussen, da auch dem was entgegen zu setzen, dass heute nach wie vor diese Debatten im Wesentlichen ohne diese Dimensionen laufen, da sehe ich jetzt eine Aufgabe und es ist eine Herausforderung.

Publikum: Da könnte Gender Mainstreaming ein wesentliches Mittel dafür sein.

Margrit Brückner: Darüber können wir diskutieren.

Publikum: Weil es nämlich alle fordern, nicht nur die Frauen, auch die Männer fordern es genauso zu diskutieren: Geschlechterdifferenzen, von den Lebenswelten der Geschlechter her.

Mod.: Du hast es gerade formuliert als „Vorwagen“ – auch von Seiten der Frauen- und Geschlechterforscherinnen. Es gibt ja ebenso die andere Seite, also diese Frage, „wie komme ich rein in die Diskurse“, diese Etikettierung als Frauen- und Geschlechterforscherinnen, die ja nun auch manche Männerforscher schon erleben. Interessant finde ich die Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit diese Politikstrategie des Gender Mainstreaming es tatsächlich ermöglicht, dass diese Gedanken, Ideen aufgenommen werden in den sogenannten Mainstream.

Ingrid Hotz-Davies: Wie gesagt, das sehe ich alles als sehr dringend an, was hier besprochen worden ist. Aus meiner Disziplin kommend, kann ich da an sich kaum etwas dazu beitragen. Nur die Literatur, würde ich mal sagen, die Beschäftigung damit ist zum Beispiel einer der Orte, an denen diese Anliegen debattiert werden können. In den Seminaren zum Beispiel, das kann ich sagen, lösen gerade die Diskussionen solcher Fragen anhand von literarischen Texten ungeheuerliche Reaktionen aus. Und von daher würde ich sagen, bin ich da an euch wahrscheinlich näher dran, als es den Anschein zunächst mal hat. Und ich würde sagen, was ich erlebe ist, dass wir eigentlich einen ungeheuerlichen Spagat haben. Wir haben einerseits, oder ich sehe einerseits unter den Studierenden, so eine Art Neo-Biedermeierlichkeit, also eine große Konformitätssehnsucht, so eine Art Stabilitätsidealismus, sicherlich auch eine große, irgendwie Normwilligkeit und eine Normbesessenheit geradezu, eine Blindheit gegenüber allen möglichen Absurditäten dieser angenommenen Norm. Man möchte fast schon irgendwie psychologische, massenpsychologische Phänomene annehmen, dass wir es auch mit einer großen Abwehr von schlechten Nachrichten zu tun haben. Narzisstische Kränkungen sind nur ganz schwer zu ertragen, und insofern ist das Bedürfnis, glaube ich, sehr groß, irgendwie eine heile Welt zu fabrizieren. Ich meine das nicht in einer sie lächerlich machenden oder kritischen Weise, ich kann sie sogar sehr gut verstehen. Dagegen sind die Theorien, die im Bereich der Gender Studies inzwischen möglich sind, unwahrscheinlich ausgefeilt und komplex, man kann zumindest von den literarischen Texten – und von Texten überhaupt – her immer schwierigere, kompliziertere und interessantere Fragen stellen. Also man kann heute eindeutig interessantere Fragen stellen, als man das in den 70er Jahren konnte.

Das heißt, wir haben einerseits eine unwahrscheinlich fein ziselierter Theoriebildung und andererseits eine extremst reduzierte Möglichkeit, mit der Menschen tatsächlich different denken oder kompliziert denken können. Und ich denke, das Spannende an den Gender Studies im weitesten Sinne, also in der Übermittlung an andere Leute, also nicht jetzt gerade in der politischen

Einflussnahme, sondern in dem, was Lehrende versuchen können, ist, genau diesen Spagat mit einer Gruppe von Menschen zu ertragen, also ihn einerseits praktisch sichtbar zu machen und ihn dann gemeinsam zu ertragen, häufig kommt es fast schon zu Euphorien oder schizophrenen Zuständen, wo Leute sagen, „diese Theorie, die ist ja toll, ist wunderbar“ und wenn man dann sagt, „ja wie ist es denn in deinem Leben?“ „Ahhh.“ Also sie zu zwingen, diese Beziehungen herzustellen und zumindest mit diesen verschiedenen Wünschen und mit dem, was wir momentan gerade denken können, gemeinsam umzugehen. Und von daher würde ich sagen, dass mich an den Gender Studies als solches eigentlich zur Zeit gar nichts aufregt, sondern ich nur angeregt bin, weil gerade im Momentanen scheint mir, das eine gute Methode ist, wie man dieser Lethargisierung irgendwie entgegen wirken kann.

Mod.: Dankeschön, Heide will noch was dazu sagen. Wenn jetzt noch Rückfragen sind oder Ergänzungen bitte ich Sie/Euch, dies nur noch ganz kurz zu tun.

Heide Funk: Also ich denke, dass, so sehr wir Lust auch an diesem Aufbruch haben und an diesem Spannungsverhältnis, und ich finde es wirklich sehr gut zu sagen, man muss es aushalten, so sehr denke ich auch, dass wir die Frage nach einer normativen Sicherheit auch wieder aufnehmen müssen. Und ich denke, dass wir dazu nochmals die Frage dazutun müssen, was geben wir uns, wenn wir in so einem Diskurs sind, für Regeln, wie man miteinander umgehen wird. Weil ich denke, je mehr wir uns frei machen von diesen schönen binären Sachen, umso mehr brauchen wir doch, sage ich jetzt, einen Halt. Wir brauchen einen. Und wenn man sich die Gesellschaft heutzutage anschaut, wie sie mit Normen und Regeln umgeht, in Unverbindlichkeit und so weiter, dann denke ich, dann sollten sich Frauen durchaus auch trauen, dieses Thema von Normen nicht nur in der Privatheit zu formulieren, also sie sollten der Frage nachgehen, welche Normen regeln dann unser Zusammenleben? Das ernsthafte zu diskutieren, auch ernsthafte zu verlangen, dass bestimmte Umgangsformen da sein müssen, weil wir uns sonst auch diese Offenheit nicht leisten können.

Podium: Also ich sage jetzt mal, wir sollten das in gar keinem Fall dem Papst überlassen.

Mod.: Wir sind schon sehr weit fortgeschritten mit der Zeit. Ich vermute, dass einige noch gerne weiterdiskutieren würden – angeregt durch die verschiedenen und sehr spannenden Beiträge auf dem Podium. Wenn dem so ist, besteht die Möglichkeit für weitere Gespräche im informellen Rahmen heute abend. Das Podium bot uns einen guten Rahmen, denke ich, denn wir wollen nicht losgelöst von unserer Biografie diskutieren und auch nicht losgelöst von den politischen, strukturellen Rahmenbedingungen, das ist nochmals sichtbar geworden in den Beiträgen. Es geht auch darum, die Weiterentwicklung in der Theoriebildung zu nutzen, die die Möglichkeiten bietet, Praxis und Politik zu reflektieren und weiterzudenken. Es mag wie ein Riesenspagat wirken, was sich alles entwickelt und auch auseinander entwickelt hat, aber ich sehe auch zahlreiche Bemühungen, immer wieder etwas ineinander zu flechten. Vielen Dank nochmals an Euch auf dem Podium!

Frauen- und Geschlechterforschung – theoretische Grundlagen und aktuelle Herausforderungen

Standortbestimmung

Aktuelle Herausforderungen der Frauen- und Geschlechterforschung sind einmal das Verschwinden der Frauen aus der wissenschaftlichen Diskussion bzw. ihr Unsichtbarwerden und die Implementierung des Gender Mainstreaming.

Die neue "Unsichtbarkeit" von Frauen- und sogar der Geschlechterkategorie in den Diskursen und allgemeinen Anti-Diskriminierungsprogrammen wie Diversity Management sehe ich äußerst ambivalent.

Meine Frage ist: Wo bleibt der Stachel der Kritik als Mittel zur Veränderung der sozialen Verhältnisse? Und welcher Fortschritt (auf Zeit) ist mit der Integration von Frauen in allgemeinere Kategorien verbunden, sind sie wieder bloß mitgemeint?

Strukturierend für meine Darstellung ist

- das Verhältnis der Frauen/Geschlechterforschung zur sozialen Bewegung der Frauen und ihren Lebensbedingungen sowie
- die Frage einer neuen politischen Bedeutung der Frauen/Geschlechterforschung, die sich durch die Gender Mainstreaming-Strategie ergibt.

Zwei Thesen stelle ich an den Anfang:

1. "Wenn der Feminismus das Potential in sich trägt, eine der wichtigsten Waffen kritischer Vernunft zu sein" (Bourdieu 1997, S. 98), dann braucht feministisches Denken den Bezug zu einer kritischen Theorie und zu gesellschaftlichen Kämpfen, zur sozialen Bewegung von Frauen. Die politische Bewegung der Frauen ist in den letzten Jahren in die professionalisierte Frauen(hochschul)politik übergegangen.

2. Die Entwicklung der Frauenforschung zur Geschlechterforschung ist in ihrer kurzen Geschichte seit dem 2. Weltkrieg mit einer Akademisierung, Entpolitisierung und Konzentration auf beide Geschlechter verbunden. An Stelle einer ‚parteilichen Forschung‘¹ sind *multiperspektivische, multikulturelle und kontextuelle* Auseinandersetzungen zum sozialen Geschlecht getreten und eine Ermüdung eingetreten, weiterhin in überkommenen Geschlechterdichotomien zu denken. In einem Vorgriff auf Gleichheit sind Vielfältigkeit und Uneindeutigkeiten an ihre Stelle getreten.

Zur Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung

Etwa ein Prozent der Menschen lässt sich biologisch betrachtet nicht eindeutig in das duale Mann-Frau-Geschlechterschema einordnen, in vielen anderen Fällen setzt die Kultur die Biologie weitestgehend außer Kraft. Vor einer Weile blieben solche Uneindeutigkeiten theoretisch noch unbeachtet. Gegenwärtig stoßen aber solche *Geschlechteruneindeutigkeiten und –differenzierungen sowie Geschlechterwechsel* zumindest in der Geschlechterforschung auf großes Interesse. Dies geht bis zur Auflösung bzw. zum Verzicht auf die Geschlechterkategorie (Lorber 2000).

¹ Maria Mies (1978) hat in ihrem einflussreichen Text zu den methodischen Postulaten der Frauenforschung von einer parteilichen Forschung gesprochen, von einer Sicht von unten und einem empathischen Verhältnis zwischen Forschenden und Beforschten. 30 Jahre später gilt dies als wissenschaftlich naiv, obwohl der Text eine ungeheure wissenschaftspolitische Bedeutung hatte sowohl für die Frauenforschung wie die Frauenbewegung. Heute ist von aktivierender Forschung oder Praxis entwickelnder bzw. begleitender Forschung die Rede (Altrichter et al. 1997).

Schauen wir uns die Lebensverhältnisse von Frauen und Männern an, dann haben sich diese ausdifferenziert und teils einander angeglichen. Geschlechterungleichheit werde institutionell, rechtlich und moralisch nicht mehr gestützt, sie sei de-institutionalisiert (Heintz/Nadai 1998), verschwunden ist sie damit aber noch nicht, worauf noch einzugehen sein wird. Weltweit jedoch ist eine *Geschlechterpolarisierung* weiterhin im Gange (Vereinte Nationen: Bericht zur menschlichen Entwicklung 2003, New York 2005). In einigen Ländern meinen die offizielle Politik und ihre Führer sehr genau zu wissen, wer und wie Frauen sind, indem sie ihnen vorschreiben, wie sie zu sein haben.

In europäischen Ländern und den USA vollzieht sich jedoch ein Prozess des zunehmenden Bewusstwerdens von Differenzierungen innerhalb einer Gesellschaft und Kultur und zwar entlang von ethnischen, religiösen, regionalen, geschlechtlichen, Alters- sowie politischen Standpunkt-Linien. Sie sind untereinander noch einmal in hochkomplexe Beziehungen verwickelt. Alle diese Differenzen werden in der Diversity-Politik und ihrer Bildungsarbeit zusammengefasst (Koall/Bruchhagen 2002).

Es ist nicht mehr schick, von Frauen-Diskriminierung zu reden - außer in anderen Ländern – schon gar nicht darüber zu klagen. Stolz können wir in unserem Teil der Welt auf Fortschritte in der Gleichstellung der Geschlechter verweisen. Alles in allem haben wir es aber auch hier mit einer asymmetrischen Geschlechterkultur zu tun (Müller 1997), deren subtil benachteiligende Diskriminierungen umso wirksamer sind, als sie weitgehend geleugnet werden, ja fast im Verborgenen wirken.

Kritische Frauenforschung und die politische Bewegung von Frauen

In den ersten Texten der Frauenforschung ist viel von Ausbeutung und Unterdrückung, von Gewalt und Sexismus die Rede, aber auch von einem zugewandten Ernstnehmen der Frauen untereinander, ihrem Sichtbarwerden in Geschichte und Kultur. Diese Zeugnisse sind voll von Empörung und Patriarchatskritik, sie stifteten Unbehagen, Verstummen und gelegentlich auch Nachfragen, jedoch wenig Bezugnahme und Auseinandersetzung mit dem Mainstream der Disziplinen.

Die zweite Phase der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu Frauenthemen konzentrierte sich auf die Gemeinsamkeiten und Besonderheiten von Frauen, auf Frauen als Kollektivsubjekt und individuelle Personen. Sie bemerkte vielfältige Autonomiegewinne für eine Generation von Frauen, die in Bewegung war und sich von den alten Mustern der Geschlechterbeziehungen manchmal radikal, oft auch leise und bedächtig abwandte.

Parallel zu dieser sozial-emotionalen Emanzipation aus dem Gehäuse der Hörigkeit nahmen junge und ältere Frauen in großem Ausmaß an Weiterbildungsprozessen teil, die häufig zu einer (prekären) ökonomischen Verselbständigung führten. Erstmalig und zunehmend nahmen Frauen auch die Konkurrenz um die Verteilung der bezahlten Arbeit auf und beanspruchten eine Umverteilung von Privilegien und Macht.² Untersuchungen zu Beruf und Arbeit, Debatten zum Verhältnis von Lohn- und Hausarbeit, Modellversuche zur Gewalt gegen Frauen und ein großes Spektrum an Detailstudien repräsentieren die Frauenforschung und ihr Verhältnis zur Frauenbewegung Ende der 70er bis in die späten 80er Jahre hinein. Ich sehe etwas, was du nicht siehst, eine solche Haltung der Entlarvung spiegelt die Aufbruchphase der Frauenforschung. Sie ist mit einer sehr kritischen Haltung gegenüber der etablierten Wissenschaft, den männlichen Kollegen und auch mit vielen Ausstiegen verbunden gewesen.

Von Anfang an haben sich engagierte und persönlich der Frauenbewegung verbundene Wissenschaftlerinnen nicht allein mit Frauenthemen im engeren Sinne beschäftigt, sondern mit den Geschlechterverhältnissen und auch mit Männerbildern. Sie waren sogar so verwegen, Männeruntersuchungen zu machen, um zu erfahren, was denn nun von der Frauenbewegung beim männlichen Geschlecht angekommen sei. Ich möchte hier ganz unbescheiden an eine frühe

² In dieser Phase der akademischen Frauenforschung wurde Geschlecht als Hauptwiderspruch konzipiert, als soziale Strukturkategorie, über die Frauen und Männern ihr sozialer Platz zugewiesen wurde, der sie insgesamt in ein mehr oder weniger ausgeprägtes Verhältnis von Über- und Unterordnung versetzte.

repräsentative Männerstudie erinnern (Metz-Göckel/Müller 1986), die einige Bewusstseinsveränderungen auf männlicher Seite herausgefunden hat, nämlich

- die Veralltäglichsung der berufstätigen Frau im männlichen Frauenstereotyp, aber auch
- die Ungelöstheit der Vereinbarkeitsfrage sowie
- die Spannungen aus dem unbearbeiteten Gewaltpotential von Männern
- und die Nutznießung der Männer aus der Emanzipation von Frauen.

Die Auseinandersetzung des wissenschaftlichen Mainstream mit der sich entwickelnden Frauenforschung blieb marginal. Kein Wunder, dass die Geschlechterbeziehungen, um den Anfangsgedanken wieder aufzunehmen, komplizierter und komplexer wurden, geprägt von Aufkündigungen und Neuverbindungen, Trennungen und Verfremdungen, aber auch *neuen Begegnungen aus einer größeren Distanz*. Sie zeigen sich z.B. in der markanten Zunahme der Single-Haushalte, in den steigenden Auflösungen von Ehen und Beziehungen, dem Hinausschieben von Geburten, der Pluralisierung der Lebensformen, darunter vor allem der Alleinlebenden.³

Hat es nun ein Ende mit der Sekundärstellung der Frau?

„Frauen haben über Jahrhunderte hinweg als Spiegel gedient mit der magischen und köstlichen Kraft, das Bild des Mannes in doppelter Größe wiederzugeben...Ohne diese Kraft wäre die Erde vielleicht noch immer Sumpf und Dschungel. Der Glanz unserer Kriege wäre unbekannt“ (Woolf 1995: S. 43).

Frau möchte meinen, dass dies nun vorbei ist.

Die Frauenforschung eröffnete die Möglichkeit, intellektuell mehr über das Zusammenspiel von Strukturen und Personen, Denken und Handeln, Selbst- und Fremdprojektionen, kurz zur Geschlechterdimension von Verhalten und Verhältnissen zu erfahren und sie gewann wissenschaftliches Terrain. Seit den 80er Jahren gibt es Auftrags-, Drittmittel- und eigen finanzierte Untersuchungen zu Frauen- und Geschlechterthemen, die immer mehr Unterschiede zwischen Frauen sichtbar machten, z.B. zwischen weißen Mittelschichtfrauen und (nicht deutschen) Haushalts- und Kinderbetreuungshilfen, ihrer sozialen Positionierung in den Betrieben und Büros und weiteren Differenzen aufgrund sozialer Schicht- und ethnischer Zugehörigkeit, sexueller Präferenz, Alter, politischer Orientierung u.a. m.

Ich erinnere hier an Veröffentlichungen der verschiedenen Ministerien auf Bundes- und Landesebene, z.B. die Fortschreibungen der Bund-Länder-Kommission zu Frauen in Führungspositionen und vor allem an die Berichte der niedersächsischen Kommission zur Förderung der Frauenforschung und zur Förderung von Frauen in Lehre und Forschung „Frauenförderung ist Hochschulreform – Frauenforschung ist Wissenschaftskritik“ (Hannover 1994/2) sowie die Kommission für Frauenforschung in Naturwissenschaft, Technik und Medizin des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur „*Berichte aus der Frauenforschung. Perspektiven für die Naturwissenschaften, Technik und Medizin* aus dem Jahre 1997, einer Frauenforschung, die es in diesen Feldern (noch) kaum gab. Heißt es im Titel noch selbstbewusst „*Berichte aus der Frauenforschung*“, so verschwindet Geschlecht als Differenzkriterium in den thematischen Forschungsschwerpunkten. In den vorgestellten Forschungsperspektiven wird die Geschlechterdimension in die Problemkonstellationen von Wasser, Körper, Stadt, Information, Intelligenz eingeschrieben. Sie findet sich auch nicht mehr

³ Der mobile Single, von Ulrich Beck (1986) als Typ der Moderne visioniert, hat sich ausgebreitet und ist nun auch unter Frauen anzutreffen. Die Karrierefrau aber ist nur ein Typ von Alleinlebenden und von einer Parallel-Bewegung begleitet. Die früher allein stehenden Lehrerinnen leben längst in Partnerschaft und mit Kindern. Selbst bei den Professorinnen nimmt der Anteil der mit Partnern und Kindern Lebenden zu und für viele der Frauen in den Professionen ebenfalls. Planung wurde als eine neue biographische Ressource von Frauen entdeckt und ist Ausdruck einer Angleichung zwischen den Geschlechtern, bei der Frauen zu Motoren veränderter Geschlechterbeziehungen wurden. Selbst wenn Partnerschaften und Vereinbarkeiten häufig misslingen, zeigt dies eine Anspruchsteigerung an Beziehungen, nicht ihre Verweigerung, jedenfalls lassen sich jüngste familien- und partnerschaftssoziologische Forschungsergebnisse so lesen.

ausgegliedert in den Forschungsschwerpunkten der Internationalen Frauenuniversität „Technik und Kultur“ während der Weltausstellung 2000 (Metz-Göckel 2002). Geschlecht ist keine isolierte Kategorie mehr, sondern in die Kontexte und Problemkonstellationen integriert.

In den 80er Jahren hatte die Vorstellung von Geschlecht als einer sozialen Strukturkategorie eine prominente Stellung innerhalb der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung (Becker-Schmidt 1985). Wenn Frauen und Mütter wie Männer und Väter erwerbstätig sein wollen oder müssen, ergeben sich Auswirkungen auf Familiengründung und -stabilität sowie den Arbeitsmarkt und das sozialpolitische System, was wir zurzeit beobachten können. In Anbetracht der Notwendigkeit, dass kleine Kinder und hilfsbedürftige Menschen zu versorgen sind, ist das Lebensmodell von Männern, Singles und traditionellen Vätern aber nicht generalisierbar, worin deutliche Grenzen einer reflexiven Modernisierung und Individualisierung liegen. Dem Modell einer Gleichberechtigung als Angleichung von Frauen an das männliche Lebensmodell sind daher innerhalb der bestehenden Strukturen deutliche Grenzen gesetzt. Ihm steht ein Konzept der Emanzipation gegenüber, dessen Grundanliegen die Befreiung aus Unmündigkeit und der Abbau hierarchischer Beziehungen zwischen Menschen ist, und dies weltweit. Dies ist nur im Kontext einer Umstrukturierung der Arbeits- und Machtverteilung zwischen den Geschlechtern möglich. Deshalb gewinnt die Machtfrage zwischen den Geschlechtern an Bedeutung. Aber während diese von der Frauenpolitik aufgegriffen wurde, verschwindet sie mehr und mehr aus den Debatten der Geschlechterforschung.

Dekonstruktion der Geschlechterkategorie

Der philosophische Angriff auf das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit kennzeichnet die Phase der Frauenforschung in den 90er Jahren (Butler 1990). Der Grundgedanke ist einmal, dass durch den Bezug auf ein duales Geschlechterschema im Denken und Handeln ein Verhältnis reifiziert wird, das eigentlich aufgebrochen werden sollte. Zweitens haben Frauen zwar vieles gemeinsam, aber mitnichten ist von ihrer einheitlichen Interessenkonstellation auszugehen, weshalb frauenpolitische Initiativen z.B. an der Hochschule oft auf ein zwiespältiges Echo stoßen. Schließlich ist es geradezu ideologisches Produkt herrschaftlicher Verhältnisse, den Frauen einen einheitlichen 'Sozialcharakter' jenseits von Klassen-, ethnischer Zugehörigkeit, sexueller Präferenz, Alter zuzuschreiben.

Die Geschlechterforschung problematisiert die Kategorie Geschlecht in ihrer dualistischen Ordnung und interpretiert die Theatermetapher der Geschlechterrolle auf neue Weise. Werden die Geschlechter in ihren sozialen Erscheinungsformen als ein Kontinuum und nicht als Polarität gedacht, wird mehr als nur ein duales Klassifikationsschema möglich (Lorber 1999; Teubner 1996). Nach ihrer sexuellen Orientierung lassen sich mindestens drei Geschlechter (Heterosexuelle, Bisexuelle, Homosexuelle), nach ihrer Geschlechtsrollenorientierung männlich weiblich androgyn (und unspezifisch) acht Geschlechter unterscheiden und in Bezug auf die vorrangige Gruppenzugehörigkeit macht Lorber (1999) sogar 10 Geschlechter aus.

In der Theatermetapher kommt es vor allem auf eine glaubhafte und flexibel kontextuelle Präsentation von Geschlechtsidentitäten für ein bestimmtes Publikum an (Goffman 1994; Hirschauer 1989). Damit treten Strukturbedeutsamkeiten in den Hintergrund und das Augenmerk richtet sich auf die 'Distanz' zwischen Person und Rolle, auf die Zuschreibungen von Geschlecht auf der einen Seite und auf die Leistungen der Akteur/innen, mit diesen sozialen Erwartungen in ihren spezifischen Kontexten umzugehen (Gildemeister/Wetterer 1992). Geschlechterkonstruktionen werden zu einem fortwährenden Prozess, zur sozialen Leistung in Interaktionen. Das Geschlecht verliert seinen substanziellen Charakter und wird zu einer sozialen Zuschreibung, an der viele Akteur/innen und Institutionen beteiligt sind. Aus der Theorieperspektive kommt es zu einer Verflüssigung der Geschlechterkategorie und damit zu einer meilenweiten Entfernung vom alltagsweltlichen Wissen über Männer und Frauen.

Während sich die Forschung von den Frauen ab- und mehr und mehr den Geschlechterverhältnissen und -beziehungen zuwendet, werden eine Reihe von Gender

Studies-Studiengängen etabliert und die Geschlechterforschung als Wahlpflicht- und Wahlfach institutionalisiert, somit in den Mainstream einiger Studiengänge und Ausbildungen integriert (Metz-Göckel 2004, Bührmann 2005). Zudem kommt mit dem Konzept des Gender Mainstreaming eine neue organisationspolitische Herausforderung auf die wissenschaftspolitische Bühne, die mit der Frauen- und Geschlechterforschung mehr oder weniger direkt verkoppelt ist.

Gender Mainstreaming als wissenschaftspolitische Strategie

Mit dem Gender Mainstream-Konzept der EU, das von der Bundesregierung rasch akzeptiert wurde, liegt eine Strategieempfehlung auf hohem Abstraktionsniveau vor. Das GM-Konzept begreift die Gleichstellungspolitik nicht nur als Strukturpolitik und Intervention in die institutionelle Kultur, sondern empfiehlt bei der Durchsetzung neue Wege zu gehen, nämlich:

- die Leitungsebene in die Verantwortung zu nehmen,
- ganzheitlich und systematisch vorzugehen,
- beide Geschlechter einzubeziehen und
- an die Geschlechtertheorie und –forschung anzuknüpfen.

Die Übernahme des GM-Konzepts auf der Regierungsebene hat nicht automatisch zur Folge, dass andere Ebenen der Entscheidungshierarchie und gesellschaftliche Bereiche wie Hochschule und Wissenschaft die Umsetzung ebenso befürworten und vorantreiben. Bemerkenswert ist dabei die Veränderung der Gleichstellungspolitik von einer Politik der Gerechtigkeit und Umverteilung zu einer Politik der Ressourcengewinnung (s. Pressemitteilung von Lissy Gröner vom 29.08.2005).

Gender Mainstreaming (im Folgenden auch GM) ist als politische Strategie zur Veränderung der Geschlechterverhältnisse gedacht und dem Ziel der Gleichstellung verpflichtet. Es verbindet den Impetus der Frauenbewegung zur Veränderung der Geschlechterverhältnisse und Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung zu einem organisationspolitischen Konzept. Dieses setzt nicht mehr an der Besonderheit von Frauen und ihrem Engagement zur Veränderung der Verhältnisse an, sondern zielt auf eine Ausweitung der Akteurs- und Akteurinnen-Rollen und die Verantwortung der Leitungsebene sowie ein begleitendes Controlling (Baer 2005). Sie kommt damit den Vorstellungen vom Geschlecht als einer Strukturkategorie und sozialen Konstruktion sehr nahe, könnte man meinen.

Denn konkret würde dies bedeuten:

- Frauen und Männer gleichermaßen dort zu berücksichtigen, wo ein Geschlecht jeweils unterrepräsentiert ist,⁴
- Strukturen wie die Arbeitsmarktsegregation (Aufspaltung in Frauen- und Männerberufe), die Bewertung von Tätigkeiten u.a.m. im Hinblick auf ihre Geschlechterrelevanz zu durchleuchten,
- Wirkungen von Maßnahmen, Programmen und Politiken auf Frauen und Männer vorwegnehmend zu analysieren.
- alle Ressorts (der Finanz-, Sozial- und Jugendpolitik u.a.m) auch aus der Geschlechterperspektive als Querschnittsaufgabe zu betrachten, zusätzlich zur bisherigen Gleichstellungspolitik.

Mit dem Gender Mainstreaming wurde daher eine Interventionsstrategie ausgedacht, die vom grünen Tisch aus plausibel klingt, in der Praxis aber auf ganz andere Verhältnisse stößt. Und das ist das Problem.

⁴ Dieses 'sex counting' bestärkt und berücksichtigt lediglich die bipolare biologische Geschlechtszugehörigkeit.

Zum Verhältnis von Gender Mainstreaming und Frauen- und Geschlechterforschung

Mit der Gender Mainstreaming Strategie wird das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik, hier zwischen Politik und der Frauen- und Geschlechterforschung, neu gedacht, aber auch zwischen dem wissenschaftlichen Mainstream und der Frauen- und Geschlechterforschung sowie zwischen Frauen- und Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik. Neu daran ist, „das Wissen um Gender zum Ausgangspunkt professionellen Handelns zu machen, weil damit nicht zuletzt offene oder auch versteckte Diskriminierung verhindert werden kann“ (Baer 2005:1).

Wenn im weitesten Sinne politische und organisationsinterne Entscheidungen mit ihren jeweiligen Fachhandlungen die Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung in ihre Entscheidungen einbeziehen sollen (z.B. der differenziellen Jugendforschung, Lehr-Lernforschung, work life Balance-Forschung u.a.m.), dann sollte dieses Wissen über antizipierbare unterschiedliche Wirkungen eines Programms oder einer Politik entweder verfügbar sein oder verfügbar gemacht werden, bzw. im Prozess der GM-Implementation erarbeitet werden. Finden Gender Studies und Gender Mainstreaming so leicht zueinander? Eher nein, meint Degele (2005). Zwar werden Wissenschaft und Forschung sowie mikropolitisch Handeln aufgrund dieser politischen Auflage aufeinander verwiesen, aber es handelt sich um ein Spannungsverhältnis, allenfalls um einen *erzwungenen Dialog*, denn dieser Dialog muss teils erst initiiert und aufrechterhalten werden, vor allem aber stößt er nicht auf gleiche Bereitschaft auf allen Seiten. Praxisberichte, soweit sie vorliegen, belegen, dass das GM kein Selbstläufer, kein sich selbst verstärkender Prozess ist. Die Initialzündung und kontinuierliche Unterstützung dieses Prozesses leisten einzelne engagierte Personen, meistens Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragte. Denn es handelt sich um ein höchst umstrittenes, also konfliktreiches Feld.

Meine Ausgangsposition lautet daher: Das Gender Mainstream-Konzept ist mit der sozialen Organisationsform, in der Wissenschaft gemacht wird, per se nicht verträglich, da die politischen Ansprüche als wissenschaftsfremd verstanden werden. Die Wissenschaft versteht sich dagegen als geschlechtsneutral und autonom und weist die Unterstellung eines Geschlechtsbias weit von sich.

Die Universitäten sind autonom in der Art und Weise, wie sie sich zum GM verhalten, zumal die Wissenschaftsministerien hierzu weder Auflagen noch Ausführungsbestimmungen erlassen haben. Die Ministerien vertrauen auf die Aushandlungsprozesse in den Hochschulen und einige geförderte Pilotprojekte, die als best practice Beispiele vorbildlich wirken sollen.⁵

In den Hochschulen selbst stößt das Gender Mainstreaming vielmehr auf besondere Eigenheiten und Widerstände. Erste Forschungen zeigen, dass trotz der unverständlichen Begrifflichkeit die Gender-Terminologie im Vergleich zu Maßnahmen der Frauenförderung als weniger offensiv und einseitig wahrgenommen wird. Es scheint sich eine Annäherung zwischen der offiziellen, grundsätzlich akzeptierenden Redeweise über Frauenförderung und einem Subtext zu vollziehen, der sich äußerst ablehnend, gar hämisch zur Gleichstellungspolitik verhält (Metz-Göckel/Kamphans 2002). Diese größere Kongruenz zwischen offizieller und informeller Rede könnte ein Kommunikationsgewinn sein. Aber die Umsetzung des GM Konzepts mit seinen viel weitergehenden Implikationen wird deshalb nicht heftiger vorangetrieben. Es ist weder ausreichend sozialer Druck vorhanden, noch ein inhaltliches Interesse erkennbar. Vielmehr laufen die Prozesse weiter wie eh' und je.

Bisherige Erfahrungen zeigen somit, das Gender Mainstreaming ist kein Selbstläufer, und der top down Prozess funktioniert kaum, wenn sich nicht starke Kräfte bottom up engagieren. Dies gilt auch für die Umsetzung innerhalb der EU-Gremien (Zimmermann/Schäfer/Metz-Göckel 2005).

Im Unterschied zu einer weitgehend problem- und widerstandlosen Akzeptanz auf der höchsten politischen Ebene und ihrer sehr sperrigen Rezeption in den Universitätsleitungen (mit einigen

⁵ Insbesondere das Bundesministerium für Bildung und Forschung hat einige Pilotprojekte gefördert

Ausnahmen, z.B. der Universität Bremen)⁶ ist das Gender Mainstreaming in der Frauen- und Geschlechterforschung höchst umstritten und kontrovers. Lediglich von einer rhetorischen Modernisierung ist die Rede (Wetterer 2002). Ihre Abkoppelung von der Frauenbewegung bedeute, so ein anderer Tenor, lediglich eine Bürokratisierung ohne Effekte einer Struktur- und Klimaveränderung (Bereswill 2004). In der Tat baut das Gender Mainstreaming auf Konsens und löst sich von einer konfliktgeleiteten Interessenpolitik. Es ist, wie Wetterer meint, mit dekonstruktivistischen Vorstellungen von den Geschlechtern nicht vereinbar, dem wiederum widersprochen wird (Baer 2005).

Wenn sich die Geschlechterforschung auf die neue politische Leitlinie einlässt, dann wandelt sie sich zu einem wissenschaftlichen Begleiten und Unterstützen des GM-Prozesses, womit ohne Zweifel ein Kritikverlust verbunden sein kann.

Da die Vergeschlechtlichungsprozesse in den Strukturen eingelassen sind und sich alltäglich weitgehend unbewusst vollziehen, sind für den Implementationsprozess des GM wissenschaftlich angeleitete Reflexionsprozesse und Support-Aktivitäten unverzichtbar und als Weiterbildungsangebote zu Genderfragen auch vorgesehen.

Das Problematische an der Implementation der GM-Strategie ist daher die Vermengung von Politik als organisationspolitisches Konzept mit Handlungsaufgaben und die Bezugnahme auf wissenschaftliche Analysen und empirische Befunde zu Geschlechterdifferenzen. Wie diese verwendet werden, darauf kommt es an. Degele (2005) bringt es auf die Formel: Durchblicken oder durchsetzen. Es bedarf aber beider Imperative.

Wissenschaftlicher Mainstream und Geschlechterforschung – eine wechselseitige Anerkennung?

Den einheitlichen wissenschaftlichen Mainstream gibt es nicht, sondern viele, die fachwissenschaftlich ausgerichtete oder Fachverbände sind, z.B. die Sozialwissenschaften. Zwischen diesen und der Frauen- und Geschlechterforschung regt das GM ein neues Verhältnis an. „Impulse aus der Forschung (sind) entscheidend, insofern die in den meisten Wissenschaftsfeldern betriebenen Gender Studies wichtige Informationen dafür liefern, die Dinge besser, also sachgerechter und differenzierter, vorurteilsfreier und damit ohne diskriminierende Nebenfolgen zu verstehen und gestalten zu können“ (Baer 2005:2). Das klingt einfacher als getan. Schließlich grenzt der jeweilige Mainstream alles aus oder drängt es an den Rand, was nicht als zugehörig betrachtet wird. Ein waches Interesse an den Ergebnissen der Geschlechterforschung oder gar der Haltung, mit der diese sich der Geschlechterthematik annimmt, ist kaum feststellbar. Es ist im Prozess der Implementierung meist erst herzustellen. Das Konzept des GM sieht daher folgerichtig Weiterbildung, Gender Trainings etc. und Controlling vor.

Die Gender Studies sind aber auch selbst mitnichten ein einheitlicher Block. Ihre Vertreter/innen grenzen sich mehrfach von der Geschlechterforschung und jeglicher sozialer Bewegung ab (Hirschauer 2005). Eine an den Cultural Studies ausgerichtete Variante der Gender Studies grenzt ihre Geschichte und Beziehung zur Frauenbewegung aus, diese gelten ihr sozusagen als wissenschaftlich nicht stubenrein. Andere Vertreterinnen grenzen sich von einem sicheren Wissen dessen ab, was Geschlecht ausmacht und begründen die Entnaturalisierung aller

⁶ Die Universität Bremen hat unter Leitung des Kanzlers ein Gender Mainstreaming Plenum eingerichtet. Männer und Frauen aus der Verwaltung und Wissenschaft, Leitung Mitarbeiter/innen, Studierende und Interessenvertretungen beraten gemeinsam, welche Themen modellhaft angegangen werden sollen. Das Plenum begleitet außerdem die entsprechenden Umsetzungsschritte.

Modellprojekte sind:

- Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Arbeit mit Kinderbetreuung (zusätzlich zum Modellprojekt vielfältige Serviceangebote)
- Geschlechtergerechte Qualitätssicherung in der Promotionsphase am Beispiel Rechtswissenschaft
- Erstellung eines Leitfadens für die Studierendenberatung unter Gender Mainstreaming Kriterien
- Anwendung von Gender Mainstreaming bei den Rektoratsbeschlüssen

essentialistischen Kategorien wie Geschlecht, Ethnie etc. (Degele 2005). Dies ist in unmittelbarer Kommunikation schwer nachvollziehbar und erfordert eine reflexive Distanz. Darüber hinaus versteht sich die Frauen- und Geschlechterforschung weitgehend interdisziplinär und hat mit ihrer kritischen Haltung von sich aus Distanz zum Mainstream eingehalten. Es gibt also Berührungspunkte auf beiden Seiten und mindestens zwei Arten von Geschlechterforschung. Aber schon früh gab es auch Versuche, die Frauenforschung stärker mit dem wissenschaftlichen Mainstream zu verbinden, wie z.B. eine Tagung und Publikation der Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung in Bielefeld (IFF): *Zweierlei Welten. Feministische Wissenschaftlerinnen im Dialog mit der männlichen Wissenschaft* (Frankfurt/M 1992).

Als geschlechterpolitische Intervention ist das Gender Mainstreaming auf geschlechterrelevantes Wissen aus der Frauen- und Geschlechterforschung angewiesen. Denn wer sonst sollte es liefern? Wissenschaftlicher Mainstream und Geschlechterforschung/Gender Studies sind geradezu gezwungen, in einen *neuen Dialog* eintreten. Schließlich haben Ergebnisse und Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung mehr oder weniger verdeckt Eingang in die Sozialwissenschaften gefunden (Müller 1999), ohne dass dies als solches immer kenntlich gemacht wurde.

Die Entwicklung der „frauenbewegten“ Frauenforschung zur Geschlechterforschung ist daher auch als Anpassung an den Mainstream zu sehen. Wird nun explizit auf die Frauen- und Geschlechterforschung Bezug genommen, kann dies einen Prozess *wechselseitiger Anerkennung* und offener Kritik überhaupt erst einleiten.

Zum instrumentellen Verhältnis von Frauen- und Geschlechterforschung und Geschlechterpolitik

Die Umsetzung des Gender Mainstreaming in den Hochschulen geht über die bisherige Förderung von Projekten der Frauen- und Geschlechterforschung durch die ministerielle Ressort- und Auftragsforschung hinaus. Diese selbst wird jetzt unter GM Gesichtspunkten durchleuchtet und für den weiteren Prozess verantwortlich gemacht - dies zu einem Zeitpunkt, da die Hochschulen zumindest in einigen Bundesländern in die Autonomie entlassen werden. Doch dies ist noch ein anderes Problem.

Hier scheint es mir wichtiger, eine drohende Instrumentalisierung der Forschung durch die Politik zu reflektieren und zu fragen, welche Folgen mit der Transformation von kritischem Wissen in „Herrschaftswissen“ verbunden sein können und um welches Wissen es sich dabei handelt. Genderwissen ist das Ergebnis von Analysen zu den sozialen Ausprägungen und Konstellationen der Geschlechter. Es ist nicht per se praxisleitend, da es mit dem Alltagswissen der Akteur/innen meist nicht übereinstimmt.

Forschung zur Implementierung von Frauenfördermaßnahmen in die öffentliche bzw. kommunale Verwaltung (Andresen/Dölling/Kimmerle 2003, Rudolph/Schirmer 2004, Fuhrmann 2005) haben auf den schwierigen Prozess hingewiesen und unterschiedliche Varianten von Genderwissen herausgearbeitet. Dieses kann unterschiedliche Qualität haben:

- als statistisches Differenzwissen zu Männern und Frauen in einem bestimmten Kontext. Dann wird es bereits als Erfolg betrachtet, wenn geschlechterbezogene Daten ermittelt sind.
- als universalistischer Code selbstsicheren Alltagswissens. Ein solches Geschlechterwissen assoziieren relevante Akteure und Akteurinnen in der Regel mit dem Geschlecht. Es leitet ihr Alltagshandeln und die Vorstellung eines geschlechtsneutralen akademischen Handelns.
- als wissenschaftliches Wissen der Geschlechterforschung. Dieses Genderwissen sieht Geschlecht als gesellschaftliches Klassifizierungs- und Einteilungsmuster, das auch in der Organisation als ein Teil von ihr wirkt.

Genderkompetenz bezieht sich dann auf die Fähigkeit, Strukturen und Entscheidungen aus der Genderperspektive zu betrachten und Handeln und Entscheidungen daraufhin auszurichten.

Genderwissen wird nicht allein in der Wissenschaft hergestellt, sondern auch in außeruniversitären Zusammenhängen, z.B. in der Bildungsarbeit, Jugendhilfe, Politikberatung, in der Arbeit der

Gleichstellungsbeauftragten etc. In den Diskursen zur Wissensgesellschaft wird daher bereits von zwei Orten der Generierung von Wissen und zwei Arten von Wissen ausgegangen (Novotny 2003, Weingart 2003), einem akademisch in den Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen produzierten Wissen und einem eher transdisziplinären Wissen in sehr heterogenen Kontexten konkreter Anwendung (Novotny 2003).

Wenn dem so ist, dann kommt es für den Implementierungsprozess des GM und die Kommunikation mit der Geschlechterforschung/Gender Studies darauf an, neue Verbindungen herzustellen und Kommunikationsstrukturen aufzubauen, die als Feedback aus den jeweiligen Kontexten neue Formen der Kooperation, z.B. Runde Tische oder neue Netzwerke wie das Netzwerk Gender Mainstreaming Expertinnen International (s. GMEI)⁷ oder Netzwerk Gender Training entstehen lassen.

Bedeutungszuwachs der Frauen- und Geschlechterforschung im Prozess der Umsetzung des Gender Mainstreaming

Alles in allem führt die praktische Umsetzung des Gender Mainstreaming aus meiner Sicht zu einem Bedeutungszuwachs der Frauen- und Geschlechterforschung, denn die verantwortlichen Akteur/innen sind nicht auf das Wissen dieser Forschung angewiesen, sondern müssen auch dazu befähigt werden. Das GenderkompetenzZentrum in Berlin ist eigens dafür errichtet worden (Baer 2005). Dieser Bedeutungszuwachs hat mehrere Anlässe:

1. Die zu erwartende Nachfrage nach Genderwissen erweitert die bisherige Forschung nicht nur um eine Begleitforschung zum operativen Handeln bei der Umsetzung des Konzepts, sondern auch im Vorfeld.⁸

2. Das benötigte Genderwissen muss weitervermittelt werden vom Ort seiner Entstehung hin zu den Planer/innen und Verantwortlichen generell. Es hat sich bereits ein eigener Weiterbildungsbereich zur Vermittlung von Genderkompetenz etabliert, der genderrelevantes Wissen und Vermittlungskompetenzen nicht nur nachfragt, sondern auch produziert (Burbach/Schlottau 2001, Blickhäuser 2002, Netzwerk Gender Training 2004). Genderkompetenz fungiert hier als integrierende Schlüsselqualifikation. Sie bedeutet neben der Verfügung über Genderwissen die Fähigkeit, dieses Wissen anzuwenden und auf Geschlechterdifferenzierungen einzugehen, wo sich diese als nachteilig oder hinderlich für das eine oder andere Geschlecht erweisen (Metz-Göckel/Roloff 2002).

3. Genderwissen betrifft auch die Komplexität des Genderkonzepts selbst. Dies heißt, dass nicht mehr an die schlichte Polarisierung in Frauen und Männer, sondern an die Differenziertheit und Kontextabhängigkeit der sozialen Geschlechterzuschreibungen anzuknüpfen und der Kontextbezug zu präzisieren ist. Dazu gibt es noch sehr wenig Erfahrungen und empirische Konkretisierungen, insbesondere wie mit Konflikten und sich widerstreitenden Interessen umgegangen werden kann, die unabdingbar im Geschlechterverhältnis angesiedelt sind.

4. Die Strategie des Gender Mainstreaming setzt differenziertes Wissen über die Geschlechter und Geschlechterverhältnisse voraus, ohne dass dieses verfestigt werden sollte. Vielmehr müsste es als ‚flexibles Differenzwissen‘ in Bewegung gehalten werden.

Gerade in einem konfliktreichen Feld ist es von eminenter Bedeutung, welche übergreifenden Perspektiven und Interessen mobilisiert werden können, z.B. die Profilierung einer Universität und die Entdeckung der Frauen als Ressourcenpotenzial.

⁷ GMEI-Gender Mainstreaming Expertinnen International ist ein Arbeitskreis von Gender Mainstream Expertinnen, der die Implementation des GM professionell und kritisch beobachtet.

⁸ Wir sind in unseren Beratungstätigkeiten zur Umsetzung des GM in den digitalen Medien ständig darauf gestoßen, dass uns das hierzu notwendige detaillierte und wissenschaftlich fundierte Wissen fehlt.

Wo bleibt die Kritik und was bedeutet das neue Unsichtbarwerden der Frauen?

Um Wandel zu initiieren, muss Genderwissen kritisch sein und es auch bleiben, dennoch sollte es auch pragmatisch verwendbar sein. Wer aber garantiert die Kontinuität einer kritischen Sicht, wenn gerade feministische, konfliktorientierte Perspektiven durch das Gender Mainstreaming überwunden werden sollen? Das ist ein wunder Punkt bzw. konzeptioneller Widerspruch.

Soll dies nicht zur Handlungsunfähigkeit führen, dann muss es Orte geben, wo unabhängiges Wissen produziert und rückgespiegelt wird. Dies kann

- das Wissen der Gleichstellungsbeauftragten sein, dies können
- Berichte über die Umsetzungspraxis von unabhängigen Expertinnen und Experten sein, das kann
- eine ausgebaute Geschlechterforschungsinfrastruktur sein.

Auf jeden Fall sollte es Institute für angewandte Geschlechterforschung geben, die genderrelevantes Wissen bereitstellen und kritische Diskurse zwischen Geschlechterforscherinnen und denjenigen anregen, die das Gender Mainstreaming umsetzen (wollen).

Der Gestus der Überlegenheit, den die Geschlechterforschung gelegentlich einnimmt, wenn sie lediglich von einer rhetorischen Modernisierung spricht, ist mit den Niederungen der Praxis und den Mühen des Überzeugens nur schwer in Einklang zu bringen.

Die neue Unsichtbarkeit von Frauen in den Gender Studies, der Geschlechterforschung und in der Gender Mainstreaming-Politik wird ihre Gleichstellung nur voranbringen, wenn Frauen in Forschung und Politik weiter aktiv bleiben.

Literatur

Altrichter, Herbert/Lobenein, Waltraud,/Welte, Heike: PraktikerInnen als ForscherInnen. Forschung und Entwicklung durch Aktionsforschung. In: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München 1997.

Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christof: Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Opladen 2003.

Baer, Susanne: Gender Mainstreaming. Grenzen & Möglichkeiten in der Praxis. Humboldt Universität zu Berlin, Bonn im Juli 2005.

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M 1986.

Becker-Schmidt, Regina: Die Doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkircher, Lilo/Wagner, Ina (Hg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag, 1985, Wien 1985.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli: Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens, Bonn 1987.

Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate: Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt/M 1997.

Bührmann, Andrea: Der Bologna-Prozess: seine Risiken und Nebenwirkungen. Manuskript Dortmund 2005.

Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung: Frauen in der Wissenschaft – Entwicklung und Perspektiven auf dem Weg zur Chancengleichheit, Bonn 2000, in Folge: Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen. Achte Fortschreibung des Datenmaterials. Bonn 2005.

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1990.

Degele, Nina: Anpassen oder unterminieren: Zum Verhältnis von Gender Mainstreaming und Gender Studies. In: Lüdke, Dorothea/Runge, Anita/Koreuther, Mechthild (Hrsg.): Kompetenz oder/und Zuständigkeit. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis. Wiesbaden 2005.

- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i. Br. 1992.
- Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht, Frankfurt/ 1994.
- Fuhrmann, Nora: Geschlechterpolitik im Prozess der europäischen Integration, Wiesbaden 2005.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva: Geschlecht und Kontext. (De-)Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie, 27 Jg. 1998, H.2, 75-93.
- Hirschauer, Stefan: Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 18, 1989, H. 2, S. 100-118.
- Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF): Zweierlei Welten. Feministische Wissenschaftlerinnen im Dialog mit der männlichen Wissenschaft. Frankfurt/M 1992.
- Koall, Iris/Bruchhagen, Verena: Lust und Risiko in der Arbeit mit Verschiedenheit. Wissenschaftliche Weiterbildung „Managing Gender & Diversity“. In: Zeitschrift für Frauenforschung/Geschlechterstudien, 20.Jg. H.3, 2002.
- Lorber, Judith: Gender Paradoxien, Opladen 1999.
- Lorber, Judith: Using Gender to Undo Gender. A Feminist Degendering Movement. London 2000.
- Mies, Maria: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Erste Orientierungen. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, hrsg. von Sozialwissenschaftlichen Forschung und Praxis für Frauen e.V. München 1978.
- Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula: Der Mann. Weinheim 1986.
- Metz-Göckel, Sigrid: Spiegelungen und Verwerfungen. Das Geschlecht aus der Sicht der Frauenforschung. In: Janshen, Doris (Hg.): Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung. Frankfurt/M 2000.
- Metz-Göckel, Sigrid (Hrsg.): Lehren und Lernen an der Internationalen Frauenuniversität. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleituntersuchung. Opladen 2002.
- Metz-Göckel, Sigrid: Institutionalisierung der Frauen/Geschlechterforschung: Geschichte und Formen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden 2004.
- Metz-Göckel, Sigrid/Kamphans, Marion: Gender Mainstreaming und Geschlechterforschung - Ein erzwungener Dialog. In: Lüdke, Dorothea/Runge, Anita/Koreuther, Mechthild (Hrsg.): Kompetenz oder/und Zuständigkeit. Zum Verhältnis von Geschlechtertheorie und Gleichstellungspraxis. Wiesbaden 2005.
- Müller, Ursula: „Von der Gegen- zur Interventionskultur: ‚Frauenforschung‘ als institutionalisierte Sozialwissenschaft,, in: Metz-Göckel, Sigrid/Steck, Felicitas (Hg.), Frauenuniversitäten. Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich, Opladen 1997.
- Müller, Ursula: Asymmetrische Geschlechterkultur in Organisationen und Frauenförderung als Prozeß mit Beispielen aus Betrieben und der Universität. In: Neuberger, Oswald/Rastetter, Daniela (Hg.), Geschlechterdifferenzen und Personalmanagement. Sonderheft der Zeitschrift für Personalforschung, München/Mering 1998.
- Netzwerk Gender Training (Hg.): Geschlechterverhältnisse bewegen. Erfahrungen mit Gender Training. Königstein/Taunus 2004.
- Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur: Frauenförderung ist Hochschulreform – Frauenforschung ist Wissenschaftskritik. Bericht der niedersächsischen Kommission zur Förderung von Frauenforschung und zur Förderung von Frauen in Lehre und Forschung, Hannover 1994, 2.Aufl.
- Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft und Kultur: „Berichte aus der Frauenforschung. Perspektiven für die Naturwissenschaften, Technik und Medizin. Bericht der niedersächsischen Kommission zur Förderung der Frauenforschung in Naturwissenschaft, Technik und Medizin. Hannover 1997.
- Novotny, Helga: Im Spannungsfeld der Wissensproduktion und Wissensvermittlung. <http://www.unicom.unizh.ch/magazin/archiv/1-97/wissensproduktion.html>
- Rudolph, Clarissa/Schirmer, Uta: Gestalten oder verwalten? Kommunale Frauenpolitik zwischen Verrechtlichung, Modernisierung und Frauenbewegung. Wiesbaden 2004.
- Schmidt, Verena: Gender Mainstreaming – an Innovation in Europe? Opladen 2005.

- Teubner, Ulrike: Geschlecht und Hierarchie. In: Wetterer, Angelika (Hg.), Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen, Frankfurt a. M. 1992.
- Teubner, Ulrike: „Zur Bedeutung des Systems der Zweigeschlechtlichkeit in feministischer Theoriebildung Oder zu einigen Paradoxien der Kategorie Geschlecht,, in: Coskun, Hasan (Hg.), Kadin. Frauen in der akademischen Welt, Schriftenreihe des Türkisch-Deutschen Kulturbeirats, Ankara 1996.
- Vereinte Nationen: Bericht zur menschlichen Entwicklung 2003. New York 2005.
- Weingart, Peter: Neue Formen der Wissensproduktion: Fakt, Fiktion und Mode. <http://www.itas.fzk.de/deu/tadn/tadn993/wein99a.htm>
- Wetterer, Angelika: Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Mainstreaming, Managing diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen. In: Zeitschrift für Frauenforschung/Geschlechterstudien, 2002, H.3
- Woolf, Virginia: Ein Zimmer für sich allein. Frankfurt/M 1995.



Maria Bitzan, Helga Huber, Gerrit Kaschuba, Maria Knab, Barbara Stauber

Kontinuitäten und Veränderungen - Geschlechterbezogene Praxisforschung des Forschungsinstituts tifs e.V.: 10 JAHRE PLUS

1. tifs – ein unabhängiges sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut

Der Gründung unseres Instituts gingen langjährige Entwicklungsprozesse zwischen Tübinger Wissenschaftlerinnen voraus. Im Jahr 1990 fanden wir uns als „Forum forschender Frauen“ zusammen – ein Forum, das bis 2006 existierte. Zunächst waren es Erziehungswissenschaftlerinnen, schnell fanden Kolleginnen aus Soziologie, Politologie, Empirischen Kulturwissenschaften und Ethnologie den Weg zu uns.

Gemeinsam war uns, dass wir in und mit feministischer Forschung und Praxis arbeiteten. In Projekten mit unterschiedlichen Schwerpunkten forschten wir zu Lebensverhältnissen von Frauen und Mädchen. In dem Forum wollten wir die damals bestehende Vereinzelung überwinden und suchten einen Austausch über theoretische und methodologische Fragen, den wir sonst nirgendwo fanden.

Wir stellten Kooperations- und Diskussionszusammenhänge unter Forscherinnen und Doktorandinnen und damit auch unter Frauenforschungsprojekten her. Erste Folge: wir gründeten den *Verein zur Förderung feministischer Forschung und Praxis e.V.*

Es kam der Zeitpunkt, an dem die feministische Forschung aus der Projektphase hinaus gewachsen war und wir in unseren Arbeitszusammenhängen und im Kontext der allgemeinen Diskurse theoretische und forschungspraktische Standards entwickelt hatten. Auch stellte sich die Frage nach beruflichen Perspektiven in der feministischen Forschung. Es war inzwischen so, dass Kolleginnen als Einzelpersonen Forschungsaufträge akquirierten oder für Projekte an Uni-Instituten mit Zeitverträgen angestellt waren. Das bedeutete kurzfristige berufliche Perspektiven, verbunden mit dem Wunsch, einen inhaltlichen sowie organisatorisch verbindlichen Zusammenhang zu haben.

In dieser Phase entwickelten wir den Verein weiter zum „Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung“ als *unabhängiges Forschungsinstitut*.

Nach langen Diskussionen (auf der Schwäbischen Alb und im Neckartal) gründeten wir uns als Verein und nicht als An-Institut an die Universität. Denn wir befürchteten damals u.a. Vereinnahmung, keinen Platz für unser Selbstverständnis, aufwändige Legitimationen. Positiv formuliert: Wir wollten unsere Inhalte und Zugänge frei bestimmen.

Die weitere inhaltliche Entwicklung war – neben den inhaltlichen Fragen aus den jeweiligen Projekten – u.a. auch geprägt von der Auseinandersetzung mit dem Gender-Diskurs und auch von der Diskussion um unser Selbstverständnis als Frauenforschungs- oder Gender-Forschungsinstitut.

2. tifs – ein Gender-Forschungsinstitut

Wir nennen uns ein Gender-Forschungsinstitut – warum?

Erstens: Wir stellten in der zweiten Hälfte der 90er Jahre fest, dass relativ plötzlich ein Gender-Forschungsinstitut nach dem anderen aus dem Boden spross, z.B. gab es ein landeseigenes in Sachsen-Anhalt, andere sozialwissenschaftliche Forschungsinstitute gründeten spezielle Abteilungen oder weitere „Kinder“ diesen Namens und schließlich kursierten Vorstellungen, dass es auch in Baden-Württemberg ein solches Institut bräuchte. Das stieß bei uns auf der einen Seite auf positive Resonanz, andererseits aber mussten wir feststellen, dass offenbar ein Institut, das einen frauenpolitischen Standpunkt formuliert und im Namen trägt, eher zu den Urgesteinen längst vergangener Zeiten gerechnet, nicht aber mit diesen ‚modernen‘ Entwicklungen in Zusammenhang gebracht wird. Hier geschah etwas, das wir in der gesamten Entwicklung verfolgen können, seit Gender Mainstreaming als gleichstellungspolitische Strategie in unseren Breitengraden diskutiert und manchmal auch umgesetzt wird: Die Entwicklungslinien und Wurzeln aus der Frauenbewegung, -forschung und -praxis (wie auch Mädchenforschung und -praxis) werden schnell vergessen. Gender Mainstreaming wird dann auch schon mal gutgeheißen, weil das Anliegen der Chancengleichheit „nicht mehr so feministisch“ auftritt. Da liegt ja auch einiges an Wahrheit drin.

Da half nur eines: Es galt, deutlich zu machen, dass unser Anliegen seit unserer Gründung sich mit den Geschlechterverhältnissen in unserer Gesellschaft auseinandersetzt und diese mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen und in unterschiedlichen Ansätzen und unter unterschiedlichen Rahmenbedingungen – von Evaluationen, Begleitforschungen, Auftragsforschungen, bis zu sogenannten Grundlagenforschung – untersucht.

Zweitens: Wenn wir den Begriff „Gender“ ernst nehmen, müssen wir uns mit der gesellschaftlichen Konstruktion von Geschlecht auseinandersetzen, die mit geschlechterbezogenen Zuschreibungen und durch Interaktionen immer wieder hergestellt wird, aber auch durch Institutionen, Werte und Normen. Dazu gehört auch das folgende Phänomen:

Bei einzelnen Praxisforschungen, so konnten wir immer wieder feststellen, wird Geschlecht mit Frauen und/oder Mädchen gleichgesetzt. Auf die Frage nach geschlechterbewusster Bildung in Institutionen der Erwachsenenbildung hieß es beispielsweise in einem Forschungsprojekt, das wir Ende der 90er Jahre durchführten, durchaus mit Stolz: „Wir haben einiges an Angeboten für Frauen...“.

Gleichzeitig – und dies ist eine paradoxe Anforderung – müssen wir auch immer deutlich machen, dass es nicht um eine Gleichsetzung von „Frauen“ mit „Geschlecht“ geht, Männer also ebenfalls als Geschlechtswesen wahrgenommen werden müssen, dass aber (deshalb) trotzdem die Lebenslagen von Frauen (und Männern) durchaus differenziert thematisiert werden müssen, also nicht alles hinter ‚Gender‘ verschwinden darf.

Nun könnte die ZuhörerIn/der Zuhörer sagen: Nennt ihr euch jetzt auch bald noch diversity-Institut? Dieses Tempo ist uns in der Tat zu rasant, aber vor allem auch zu undifferenziert, zu unpolitisch, zu unwissenschaftlich. Uns geht es darum, Frauen-, Männer-, Geschlechterforschung zu betreiben, um strukturelle Geschlechterverhältnisse und geschlechterbezogene Konstruktionen aufzudecken und zu ihrer Veränderung beizutragen. Dabei müssen wir auch immer differenzieren – unter Frauen und unter Männern – nach Schicht/Lebenslage/Milieu, ethnischer Herkunft/Migrationshintergrund, sexueller Orientierung, Generation etc. Insofern ist Geschlechterforschung immer auch eine allgemeinkritische Zugangsweise. Wenn wir aber Geschlecht als zentrale Kategorie nicht mehr benennen, droht sie in der Tat im Nebel der Gleichheitsrhetorik zu verschwinden, kaum dass Gender Mainstreaming die Forschung, Praxis und Politik erreicht, geschweige denn ergriffen hat. Und hier ist dann wohl doch wieder insofern ein frauenpolitischer Standpunkt gefragt.

3. Gender-Forschung und Frauenforschung

„Ein wichtiger Schwerpunkt unserer Arbeit liegt darin, gesellschaftliche Entwicklungen und Fragestellungen daraufhin zu betrachten, wie sie sich auf Geschlechterverhältnisse - *insbesondere*

auf Handlungsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen in unterschiedlichen Lebenslagen auswirken“ (tifs-Flyer).

Mit diesem Satz wird für uns die Gender-Perspektive inhaltlich. Es geht darum, in den unterschiedlichen Forschungsbereichen, in denen wir uns engagieren, das Zusammenwirken von geschlechterbezogenen gesellschaftlichen Strukturen und den subjektiven und kollektiven Handlungs- und Bewältigungsformen von Mädchen und Jungen, Frauen und Männern zu analysieren, und dieses Zusammenwirken immer wieder neu zu untersuchen. Denn es ist davon auszugehen, dass dieses Zusammenwirken einer Dynamik von Veränderungen ausgesetzt ist, wenn auch manchmal nur auf der Ebene gesellschaftlicher Diskurse. Diese haben aber wiederum Auswirkungen auf Selbstbilder und Selbstkonzepte, auf subjektive Problemanalysen und -beschreibungen.

Die Gender-Perspektive ist dabei für uns eigentlich nichts Neues. Denn dadurch, dass wir zunächst den Schwerpunkt auf die Lebenssituationen von Mädchen und Frauen gelegt hatten (und dies in unserer Forschung auch nach wie vor tun), haben wir Erkenntnisse darüber gewonnen, wie das Geschlechterverhältnis in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen funktioniert. Zum Beispiel: die Auswirkungen, die das Ausbildungssystem in seiner vergeschlechtlichenden Grundstruktur auf Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen hat und wie sich die Resultate dieser Prozesse immer wieder in dieses System einspeisen, wie also hier Gender immer wieder hergestellt wird – wobei zu bemerken ist, dass Prozesse von doing gender auf der weiblichen Seite immer auf die der männlichen Seite verweisen und umgekehrt.

Der Fokus liegt darauf, wie diese Zuschreibungsprozesse alltäglich passieren, wie also permanent in den gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen sowie in den Interaktionen auf allen Akteursebenen geschlechterbezogene *Unterscheidungen* gemacht werden, und dadurch (Geschlechter-)Unterschiede konstruiert werden.

Gerade dadurch, dass unser Zugang nicht von natürlichen Geschlechter-Unterschieden ausgeht, sondern an ihren Herstellungsprozessen interessiert ist (an den Unterscheidungen, die ja potentiell auch ganz anders ablaufen können), ist die Gender-Perspektive auf potentielle Veränderungen aus: In der Tat liegen hier immer auch Spielräume für die kleinen unauffälligen Transformationen im Geschlechterverhältnis, die aber umso ernster genommen werden müssen, als der Traum der großen gesellschaftlichen Transformationen ein für alle mal ausgeträumt ist.

Im folgenden werden wir nun auf drei zentrale methodologische Orientierungen unserer Forschung näher eingehen – zwar haben wir in unserem Selbstverständnis noch weitere Orientierungen ausgewiesen, wir begrenzen uns aber auf Konfliktorientierung, Subjektorientierung und Selbstreflexivität im Kontext von Prozessorientierung.

4. Vermittlung zwischen Forschung, Praxis und Politik – einige Grundorientierungen

4.1 Konfliktorientierung – Konflikt als Erkenntnisquelle

Gender-Forschung bezieht sich auf die gesellschaftliche Realität, indem sie diese – dialektisch – als Arena widerstreitender Kräfte begreift, die auf unterschiedlichen Ebenen mit- und gegeneinander wirken⁹. Die Ebenen sind:

- Gesellschaftliche Institutionalisierungen und Normen,
- Institutionen wie Schule, Jugendhilfe,
- Interessengruppen und ihren anerkannten Bedürfnisse (Kinder – Alte, Berufstätige (Männer) – Mütter...),
- Interaktionen zwischen Subjekten (Paarbeziehungen, Schulklassen etc.),
- intrasubjektive Bewältigungen.

⁹ vgl. Fraser, N.: Die Frauen, die Wohlfahrt und die Politik der Bedürfnisinterpretation, in: dies.: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht, Frankfurt a.M. 1994: 222-248.

Im Geschlechterverhältnis sind Akteurinnen und Akteure sowohl Kräfte, die eine Verflüssigung historisch wirksamer Geschlechterbilder vorantreiben, d.h. Kräfte, die neue Praxen entwickeln als auch Kräfte, die orientiert an der alten Ordnung neue Formen hierarchischer Erwartungen und Zumutungen installieren, indem sie auf die klassischen Arbeitsteilungen und Bedürfniskonstellationen bauen. Der Geschlechterkonflikt als gesellschaftliches Verhältnis kann deshalb nicht statisch als eine einzelne klare Konfliktlinie durch die Gesellschaft analysiert werden, um dann evtl. danach zu fragen, wie sie verschoben werden könnte. Vielmehr ist von Gleichzeitigkeiten unterschiedlicher Bestrebungen bei den gesellschaftlichen Schubkräften wie auch in den Subjekten mit ihren Bewältigungsstrategien auszugehen¹⁰. Das bedeutet, auch die Konfliktsicht als dynamisierenden Prozess anzugehen und jeweils im Konkreten die je spezifische Konstellation und ihre Wirkmechanismen zu betrachten.

Im Alltag, auf der Erscheinungsebene, ist dies keineswegs immer präsent. Das subjektive Bewusstsein strebt zunächst nach Eindeutigkeit und sucht sich darin eine Verortung als freies und selbstbestimmtes Subjekt – will sagen, die Subjekte, Männer wie Frauen, Jungen wie Mädchen, gehen davon aus, dass sie sich ihre eigenen Umsetzungen der Geschlechterrolle wählen, dass sie selbst über ihre Lebenszusammenhänge entscheiden.

Praxis (Lebenspraxis) kann somit begriffen werden als Konfliktmanagement – als Umgang mit vorhandenen Konfliktstrukturen, aber in der Regel blind für diese. Das Forschungsinteresse will den zugrunde liegenden Konflikten auf die Spur kommen – sucht das Uneingelöste, die nicht wahrgenommene Bedürftigkeit, die zurückgedrängten Anteile und will erkennen, wie die je spezifische gesellschaftliche Formung aussieht.

Beziehen wir diese subjektive „Lösung“ der Konflikte nicht systematisch mit in die Forschungen ein, laufen wir Gefahr, die gewählten Selbstkonstruktionen falsch zu verallgemeinern, d.h. als das Ganze der Realität zu betrachten und die dahinterliegenden Widersprüche zu vernachlässigen. Damit würden wir erneut statische Bilder des – nunmehr modernisierten – Geschlechterverhältnisses erzeugen (z.B. „Mädchen sind stark und nicht mehr benachteiligt“).

Somit haben wir mit der Konfliktorientierung nicht nur offen ausgetragene Konflikte im Blick, sondern Verhältnisse, die widersprüchliche Zumutungen erzeugen und widersprüchliche Strategien nahe legen.

Mit diesen Ausführungen wird der Nutzen eines konfliktorientierten methodologischen Ausgangspunkts für Gender-Forschung deutlich:

- er kann – erstens -die Adressatinnen und Adressaten der Forschung sensibilisieren für ihre eigenen Widerstreite. Wenn z.B. ein emanzipatorischer Anspruch – wie etwa die berufstätige Mutter – in Widerstreit mit der Bedürftigkeit, Zeit für Kinder (und sich selbst) zu haben und versorgt zu sein, tritt, dann geht es nicht darum, das eine oder das andere als „richtiger“ zu rechtfertigen, sondern dies als Widerspruch und damit als Dynamik im Geschlechterverhältnis zu erkennen. Konfliktorientierung „erlaubt“ also Widersprüchlichkeiten, Ambivalenzen, Unentschiedenheiten. Ja, sie geht noch weiter, sie sucht diese geradezu auf, weil sie davon ausgeht, hier ein Mehr an Wissen über die Wirkungsweisen von Zumutungen, Erwartungen und Regelungen etc. zu entdecken.
- So wird also – zum zweiten - der Blick der Forschenden verfeinert. Indem das „Wie“ des doing gender aufgesucht wird, wird vor allem auf Widersprüchlichkeiten oder Reibungspunkte geachtet und diesen forschungsleitende Bedeutung beigemessen.
- Damit ist es für alle Forschungsakteurinnen möglich aufzufinden, wie gesellschaftliche Zumutungen und Vereindeutigungen individualisiert und privatisiert werden. Diesen scheinbar individuellen Konflikten einen Namen zu geben, sie aus der Privatisierung heraus- und als gesellschaftliche Wirkungsweisen kenntlich zu machen, wäre der dritte Nutzen der Konfliktorientierung.

¹⁰ vgl. Krüger, Helga: Gesellschaftsanalyse; der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2001, S. 63-90

Sich auf eine solche konfliktforschende Suche einzulassen, kann für alle Beteiligten ein Risiko bedeuten – denn es steht nicht fest, an welche belastenden, mühevoll verdeckten Mechanismen die Aufdeckung rühren kann. Auf der Subjektseite ist es das Risiko, zugedückte, bedürftige oder verletzte Seiten (wieder) deutlicher wahrzunehmen; auf der institutionellen Seite ist es das Risiko, „funktionierende“ Bearbeitungsweisen infrage zu stellen und, möglicherweise, sich in einen gesellschaftlichen Konflikt hineinzubegeben, der zur Zeit nicht gern bearbeitet wird – wenn beispielsweise die subjektiven Strategien von Frauen und Mädchen, Gewalt und Übergriffe in ihren Alltag so zu integrieren, dass sie ihrer nicht mehr gewahr werden müssen (durch Verleugnung, Verharmlosung oder persönliche Schuldzuschreibungen), thematisierbar werden, so muss auch die gesellschaftliche Ebene dieses Themas in die politische Agenda eingeführt werden.

4.2 Subjektorientierung

Subjektorientierung meint die Anerkennung der subjektiven Handlungs- und Bewältigungsstrategien und Deutungsmuster der Mädchen und Frauen, mit denen wir forschen. - dies gerade auch dann, wenn diese sich von den Handlungs-, Deutungs- und Bewältigungsstrategien, die wir als Forscherinnen in der entsprechenden Situation für richtig und für angemessen halten, unterscheiden.

Subjektorientierung bedeutet im konkreten Forschungssetting: *offen zu sein* für die subjektiven Relevanzen des jeweiligen Gegenübers, des Mädchens, der jungen Frau, der älteren Frau, und manchmal auch männlicher Gegenüber. Das heißt: anzuknüpfen an das, was sie oder er an dem gerade zur Debatte stehenden Thema wichtig findet, oder auch, was sie oder er anstelle des von uns als Forscherinnen eingebrachten Themas gerade wichtig findet. Über diese subjektiven Relevanzen lassen sich Zugänge zur InterviewpartnerIn finden, und hierüber erst zum Thema der Forschung, welches dadurch vielleicht eine unverhoffte Wendung bekommt.

Subjektorientierung verlangt, das wurde zwischen den Zeilen schon deutlich, nach subjektorientierten Methoden. Das sind neben biografischen Interviews (für die es oft wenig Realisierungsmöglichkeiten gibt, weil sie arbeitsintensiv und zeitaufwändig sind) themenzentrierte Interviews, auch Gruppeninterviews, oder die Methode der teilnehmenden Beobachtung. Forschung verändert „natürliche Settings“; so sind z. B. Interviews als Gelegenheiten für Reflexionsprozesse zu betrachten, die ohne diesen Rahmen so nicht stattfinden würden. Sie sind außerdem Bühnen für eine Selbstinszenierung, mit der auch Nonverbales zum Ausdruck kommt, was als weitere Erkenntnisquelle neben der rein verbalen Aussage zu nutzen ist. Und das Interview ist zu sehen als Interaktion mit jeweils eigener Binnendynamik, in der zum Beispiel mit gegenseitigen Zuschreibungen zu rechnen ist.

Subjektorientierung heißt aber in diesem Zusammenhang auch: den Blick nicht auf diese Subjektstrategien zu begrenzen, sondern die Kontextbedingungen für diese Strategien einzubeziehen; diese sind als Anforderungs- und als Gelegenheitsstrukturen zu analysieren; als Anforderungen mit teilweise widersprüchlicher Binnenstruktur, als Gelegenheitsstrukturen mit spezifischen Ermöglichungen und Begrenzungen für subjektives Handeln.

Das heißt: Subjektorientierung ist immer (potentiell) verknüpft mit Sozialraum- und Lebensweltorientierung; und in diesem Zusammenhang auch mit Konfliktorientierung.

4.3 Selbstreflexivität in einer prozessorientierten Praxisforschung

Forschung kann nicht beanspruchen neutral zu sein, aber sie kann danach streben, sich immer wieder kritisch zu reflektieren. Es geht uns dabei um die Reflexion unserer eigenen Bilder, Konstruktionen, Zuschreibungen – vor allem in Bezug auf Geschlecht, aber auch Ethnizität etc. Das heißt, dass sich ForscherInnen als Subjekte im Forschungsprozess wahrnehmen, „Zusammenhänge aufdecken zwischen eigener Bedürftigkeit (...) und den Reduzierungen und Klischeebildungen, die sich bei einer selbstreflexiven Betrachtung immer wieder in unseren Fragen

reproduzieren“¹¹. Diese Zusammenhänge in die Auswertung einzubeziehen hat vor allem Maya Nadig für die ethnopsychoanalytische Forschung und für die Frauenforschung als zentrale Prämisse benannt ¹².

Die Prozessorientierung, die Praxisforschung als interaktiven Erkenntnisprozess anlegt, unterstreicht die Anforderung an die Selbstreflexion der Forschenden.

Selbstreflexivität erfordern auch die bereits vorgestellten methodologischen Orientierungen wie Konflikt- und Subjektorientierung: Es geht dabei um Distanz, einen quasi forschenden Blick auch auf sich selbst als Forscherin. Dies beinhaltet methodisch eine systematische Reflexion – in Bezug auf die eigene Person - für sich selbst (z.B. Irritationen im Forschungstagebuch festhalten), in der Forschungssituation mit den Beteiligten (diskursive Verständigung/Rückmeldung von Interpretationen), im Forschungsteam (in der Interpretation/Auswertung von Daten).

Wenn Veränderung der realen Situation in einem Praxisforschungsprojekt intendiert ist, sind wir schnell bei Emotionen: Alle Beteiligten haben bestimmte Vorstellungen von Frausein / Mannsein, die Halt geben, deren Hinterfragung Irritation hervorrufen kann. Selbstreflexivität beinhaltet hier für die Forschenden, sich vor erneuten geschlechterbezogenen Festschreibungen zu hüten. Dies kann nur gelingen, wenn die eigenen Vorstellungen und Wünsche reflektiert sind, aber auch die Verschränkung der persönlichen und gesellschaftlichen Deutungsmuster bewusst ist – z.B. bei Professionellen, die im Übergang Schule-Beruf Mädchen und Jungen beraten und wissen wollen, in welche Richtung sie beraten sollen, ob es erlaubt ist in sog. „Frauen- und Männerberufe“ entsprechend Mädchen oder Jungen zu vermitteln.

Zur Selbstreflexivität gehört auch die fortlaufende Vergewisserung über theoretische Prämissen und Diskurse. Soweit unsere Ansprüche.

In der Realität treffen wir unterschiedliche Rahmenbedingungen an. Auch wenn wir der Aufteilung in Grundlagen- und anwendungsbezogene Forschung nicht zustimmen, weil wir davon ausgehen, dass in Bezug auf manche Untersuchungsgegenstände nur über geschlechterbezogene Praxisforschung grundlegende Erkenntnisse erzielt werden können, so zeigen sich selbstverständlich idealtypische Unterschiede in den Rahmenbedingungen von sog. Grundlagen- und sog. anwendungsbezogener (meist Auftrags-) Forschung, die auch so manche Prämissen und methodologischen Orientierungen tangieren: In der Realität von anwendungsbezogener Praxisforschung findet häufig ein Auseinandersetzen mit dem Diktat der Auftraggebenden, ihren Zielen, mit eng angelegten Untersuchungskorsetts und kleiner Geldbörse statt. Das heisst,: Selbstreflexivität findet durchaus in unterschiedlichem Ausmaß in den einzelnen Projekten statt.

(Interessant erscheint uns eine Beobachtung: In neueren Handbüchern der Frauen- und Geschlechterforschung tauchen die Stichworte Selbstreflexivität oder Reflexivität, aber auch Prozessorientierung, nicht im Register auf.)

5. Innovative Arbeitsweisen

Wie setzen wir nun das, was zuvor ausgeführt wurde, in die Tat um? Nach den Ausführungen zum Ansatz, zu Standards und Zielen unserer Forschung soll hier also die Frage nach unseren Arbeitsweisen mit ein paar übergreifenden Bemerkungen beantwortet werden.

In den letzten Jahrzehnten gab es eine bewundernswerte Produktion und Weiterentwicklung theoretischer Erkenntnisse zur Geschlechterforschung. Aktuell steht nun die Herausforderung und Chance an, diese theoretischen und methodologischen Erkenntnisse für konkrete empirische Forschungen, für Praxisforschung, nutzbar zu machen.

Eine *erste* These: innovativ sind unsere Arbeitsweisen in unserem konsequenten Entwickeln und Erproben methodischer Zugänge, um diese theoretischen Erkenntnisse in methodische

¹¹ tifs 1998, Den Wechsel im Blick, S.88

¹² Maya Nadig 1985: Ethnopsychoanalyse und Feminismus – Grenzen und Möglichkeiten. In: Feministische Studien 2

Vorgehensweisen für Praxisforschung zu übersetzen.

Innovativ sind unsere Arbeitsweisen *zweitens* dadurch, dass wir unsere Praxisforschung als Ko-Produktion von Wissen anlegen. In der Erstauflage unseres Faltblattes hatten wir dies folgendermaßen formuliert: „Mit verschiedenen Arbeitsweisen – Forschung, Fortbildung, Beratung – stellen wir Räume her, in denen Frauen ihr unterschiedliches Wissen entfalten und mit dem anderer verknüpfen können.“ Heute lesen wir es eher auch als eine Vision, die es im Forschungsalltag braucht; denn um Wissenspotentiale entfalten und mit denen anderer vernetzen zu können, haben wir uns häufig zunächst mit Wissensblockaden – in Form von Entwertungen, Bebilderungen – und mit Verknötungen und Verstrickungen im Netz auseinander zu setzen. Diese Entwertungen und Verknötungen gilt es wahrzunehmen und zu „verflüssigen“. „Kooperation in Konkurrenz“ hatten einige Kolleginnen einen Artikel zur Arbeit in Netzwerken betitelt. Unser Anspruch an Praxisforschung als Ko-Produktion von Wissen verlangt als einen ersten Arbeitsschritt, Räume – Kommunikationsräume, Begegnungsräume mit sich und anderen – herzustellen, damit die Beteiligten in die Position von WissensproduzentInnen kommen können. Dies bedeutet, die je eigenen Interessen, Fragen und Begrifflichkeiten der Beteiligten zur Sprache bringen zu „helfen“. Ein Beispiel hierzu: In einer Untersuchung zum Thema Gewalt erkundeten wir Begriffe, Umschreibungen, Andeutungen und Deutungen von Frauen für dieses Erleben, was wir als Forschende oder Professionelle in der Sozialen Arbeit mit Gewalt benennen. Wir erreichen Betroffene z.T. mit dem Begriff „Gewalt“ nicht, weil sie ihr Erleben nicht mit dem Begriff „Gewalt“ in Verbindung bringen.

Angesichts der Vielfalt unserer KooperationspartnerInnen – verschiedene AdressatInnengruppen und Professionelle in der Sozialen Arbeit und Bildungsarbeit – braucht es für diese Ko-Produktion von Wissen vielfältige Inszenierungen von Kommunikations- und Begegnungsräumen. Diese sind auch für unser Anliegen, verschiedene Wissensbereiche (innerhalb einzelner Subjekte, zugängliches, entwertetes und abgespaltenes Wissen) und Wissensformen (Alltagswissen, professionelles Wissen, Wissenschaftswissen) zu vermitteln, notwendig.

Um solche Qualitäten von Kommunikationsräumen zu erreichen, kommen unsere pädagogischen und sozialpädagogischen Kompetenzen in unseren Forschungszugängen zur Geltung. Barbara Friebertshäuser nennt Sozial-PädagogInnen ExpertInnen in Kommunikation und Fremdverstehen. Und, unsere Ergänzung, wir sind ExpertInnen im Eröffnen von Thematisierungsräumen für Schwieriges, Tabuisiertes, Konflikthafes; hier Wege der Themeneröffnung in Forschungsprojekten zu entwickeln, ist in zweierlei Hinsicht bedeutsam: a) für die Datenerhebung und b) für die professionelle Praxis der Sozialen Arbeit.

Unsere innovativen Arbeitsweisen finden in verschiedenen Arbeitsformen statt:

Forschungsprojekte, Studien, Evaluation von Praxis, wissenschaftliche Praxisbegleitung und Beratung, Fort- und Ausbildung, Supervision. Was hier nacheinander aufgelistet ist, kann in unseren einzelnen Projekten manchmal ineinander übergehen, d.h. wir entwickeln eine bedarfsgerechte, gegenstandsadäquate Kombination von Arbeitsformen und Methoden. So konzipieren wir innerhalb von Forschungsprojekten häufig Workshops mit vielfältigen Funktionen: Vernetzung, Fortbildung, Datenerhebung, Rückmeldung und Diskussion von erhobenen Daten mit den ExpertInnen in der Praxis.

Und nun am Schluss unseres Mosaikvortrags zu dem Plus in unserem Tagungstitel „tifs - 10 Jahre plus“, wie geht es weiter? Was sind für uns aktuell interessante Fragestellungen? Drei davon möchten wir zur Diskussion stellen.

6. Neue Herausforderungen und offene Fragen

6.1 Der Name – ein Fossil?

Frauenforschung entwickelte und organisierte sich teilweise beträchtlich außerhalb der klassischen Wissenschaftsinstitutionen – wie andere Sub- oder Gegenkultur auch aus den etablierten Einrichtungen auszog (Soziokultur, Musikszene, Frauenprojekte...). Sie sah sich dort weder

repräsentiert noch anerkannt oder gefördert. Ebenso forcierte sie ein Wissenschaftsverständnis, das eng mit gesellschaftspolitischen Ambitionen verbunden war. Unser Name „Institut für frauenpolitische Sozialforschung“ drückt dies aus – war aber damals bereits ein Kompromiss gegenüber der Bezeichnung „feministische Forschung“.

Heute gibt es kaum noch autonome Forschungseinrichtungen – ökonomisch kaum zu halten und wissenschaftlich ins Abseits gedrängt. Parallel dazu hat die Frauen- und nun Geschlechter- oder Gender-Forschung das Terrain erobert und gilt als Ausweis von Modernität und Aktualität (nicht überall, aber immer mehr). Ist nun etwa die politische Ambition zum Mainstream geworden oder die Gender-Forschung vorsichtiger? Hat diese überhaupt eine politische Ambition? Parallel zur neuen Geschlechterdebatte finden zunehmend Infragestellungen ihrer politischen Zielrichtungen statt.

6.2 Geschlecht thematisieren oder dethematisieren

Die Dekonstruktionsdebatte in der Gender-Theorie hat allgemein dazu geführt, Zugänge über das Geschlecht in praktischer Arbeit wie in der Forschung kritisch zu hinterfragen: wird hier nicht erst etwas konstruiert, was dann in der Forschung wieder entdeckt wird? Werden nicht vereinheitlichende Kategorien übergestülpt, die gegenüber der Differenz und anderen Bewältigungsweisen blind machen? Andererseits: wie kann ein Zugang so erfolgen, dass das Wissen um geschlechterbezogene hierarchische Strukturierungen einzelner Institutionen und gesellschaftlicher Felder nicht hinter einer Pseudoneutralität verschwindet, die in Wirklichkeit als Naivität daherkommt? In der Untersuchung der *Interaktionsebene* können Praxen der Unterscheidung (Kelle) gesucht werden, die einen suchenderen Blick nahe legen, als Unterscheidungen von vornherein vorauszusetzen. Aber sie geben wenig Aufschluss über *Strukturen und Vorerfahrungen*, die zu eben diesen Praxen führen.

Soll also Geschlecht aufgesucht werden, oder lieber dethematisiert und dann induktiv seine Bedeutung gesucht werden?

6.3 „Geschlechtshierarchischer Verdeckungszusammenhang“ revisited

Wir formulierten vor 10 Jahren das Konstrukt des hierarchischen Verdeckungszusammenhangs, mit dem wir ein Analyse- und Deutungsinstrument gefunden zu haben meinten, das Strukturbildungen und Handlungsebene zusammenbringen kann und nicht Gefahr läuft, einzelne Erscheinungen zu verabsolutieren. Wir zeigten auf, dass sich geschlechtshierarchische Strukturen entdecken lassen im Bereich der sozialpolitischen Normalitätsproduktion, im Bereich der gesellschaftlichen Symbolproduktion und im Bereich biografischer Konstruktionen, wo immer Zurichtungen, Vereindeutigungen stattfinden, die Zumutungen und Handlungsoptionen der Subjekte bestimmen und ihnen „adäquate“ Lösungen nahe legen. Wir betonten, dass die Bedeutung vor allem in dem *Zusammenhang* der Wirkungsweisen liegt.

Auch Forschung findet im Verdeckungszusammenhang statt – so schrieben wir damals – und es ginge darum, „auf forschungsmethodologischer Ebene systematisch damit zu rechnen und das eigene Vorgehen danach zu befragen, inwieweit es geeignet ist, diesen Zusammenhang aufzubrechen“ (Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung 1998: 47).

Wie müsste heute das Konstrukt des Verdeckungszusammenhangs ausformuliert werden, damit es dem derzeitigen Denken – der Analyse von Geschlechterverhältnissen und sozialen Praxen der Subjekte – entspricht, damit es die Vielfalt und Unabgeschlossenheit der Subjekte ebenso in den Blick bekommt wie die dahinter liegenden Strukturierungen?

Literatur

Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. (Hg.), 1998: Den Wechsel im Blick. Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung, Pfaffenweiler

Geschlechtersensible Praxisforschung – Workshops

Der folgende Teil der Dokumentation gibt Einblick in die Arbeitsgruppen der Tagung, die sich mit drei Praxisbereichen – Bildung/Weiterbildung, Jugendhilfe, Politikfelder des Sozialen – beschäftigten. Es wurden Erfahrungen, Vorgehensweisen und Ergebnisse von verschiedenen Praxisforschungsprojekten jeweils von tifs-Mitarbeiterinnen und externen Wissenschaftlerinnen vorgestellt und weitergehende Fragen debattiert.

1. Workshop „Gender-sensible Praxisforschung in der Bildung und Weiterbildung“

Karin Derichs-Kunstmann, FIAB Recklinghausen
Sibylle Hahn, Gerrit Kaschuba, Forschungsinstitut tifs e.V.

Die Teilnehmerinnen dieses Workshops kamen aus den Bereichen Weiterbildung, Schule und Schulverwaltung, außerschulische Jugendbildung und (Bildungs)Forschung. Bezugnehmend auf aktuelle Entwicklungen in den Arbeitsfeldern der Teilnehmenden fokussierte die Diskussion Chancen und Grenzen von Gender Mainstreaming in der Bildung.

Die Fragen, welche Bedeutung und Rolle hier gender-bezogene Praxisforschung aufgrund zentraler Prämissen wie Partizipation und Prozessorientierung für die Praxis einnehmen kann, aber auch wo Begrenzungen im Forschungsalltag liegen können, wurde von Gerrit Kaschuba (tifs) eingeleitet und mit zwei Praxisforschungsbeispielen – aus dem Feld der Weiterbildung und dem Feld Schule – veranschaulicht: Karin Derichs-Kunstmann vom Forschungsinstitut Arbeit, Bildung, Partizipation (FIAB) in Recklinghausen berichtete über das Praxisprojekt „Neue Ansprechwege von Frauen für IT-Berufe (NAFIT)“, das Gender Mainstreaming in der beruflichen Aus- und Weiterbildung zum Inhalt hatte. Zentraler Bestandteil dieses Projektes war die wissenschaftliche Begleitung und Gestaltung von gender-sensiblen Reorganisationsprozessen bei sechs Bildungsträgern im östlichen Ruhrgebiet, insbesondere in der Stadt Hamm. Die prozessorientierte Arbeit fand in internen Gender-Zirkeln bei den beteiligten Bildungsträgern statt. Gemeinsam wurden passgenaue Konzepte zur Umsetzung von Gender Mainstreaming bei den Bildungsträgern erarbeitet. Die wissenschaftliche Evaluation war hier aufgrund knapper Ressourcen auf den Prozess begrenzt, eine tiefergehende wissenschaftliche Auswertung der Arbeit – etwa der Auswirkungen auf die Organisationskulturen – nicht möglich. Sibylle Hahn (tifs) berichtete über die Evaluation eines Schulprojektes mit dem Titel „Soziales Lernen für Mädchen und Jungen – ein Beitrag zur Gewaltprävention“, das an einer Realschule im Landkreis München durchgeführt wurde. Das Projekt, das darauf abzielte, Mädchen und Jungen in ihrer Persönlichkeit zu stärken und dabei insbesondere ihre geschlechtsbezogenen Erfahrungen, Interessen und Bedürfnisse berücksichtigte, wurde methodisch über teilnehmende Beobachtungen in allen Phasen evaluiert. Mit allen Teilnehmenden und unmittelbar Betroffenen (Schüler/innen, Projektleiter/innen, Lehrkräfte und Schulleitung) fanden des Weiteren in mehreren Sequenzen qualitative Befragungen und kritische Reflexionen zur Projektkonzeption statt. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung verdeutlichen, dass auch in einer „ganz normalen Klasse“ ausreichend Konfliktstoff für die pädagogische Arbeit mit Mädchen und Jungen vorhanden ist und die professionelle Unterstützung „von außen“ sowie geschlechtshomogene Arbeitsweisen von den Beteiligten als hilfreich erlebt werden.

Abschließend wurden Entwicklungslinien in der geschlechterbezogenen Praxis, die Rolle der Praxisforschung in Bezug auf Organisationsentwicklung in Gender Mainstreaming-Zeiten und in Bezug auf die Thematisierung von Geschlecht und damit zusammenhängend Gefahren der Festschreibung sowie Chancen der Differenzierung und Dekonstruktion (an)diskutiert.

Beispiel: das ESF-Modellprojekt „Neue Ansprechwege von Frauen für IT-Berufe (NAFIT)“ (Karin Derichs-Kunstmann)

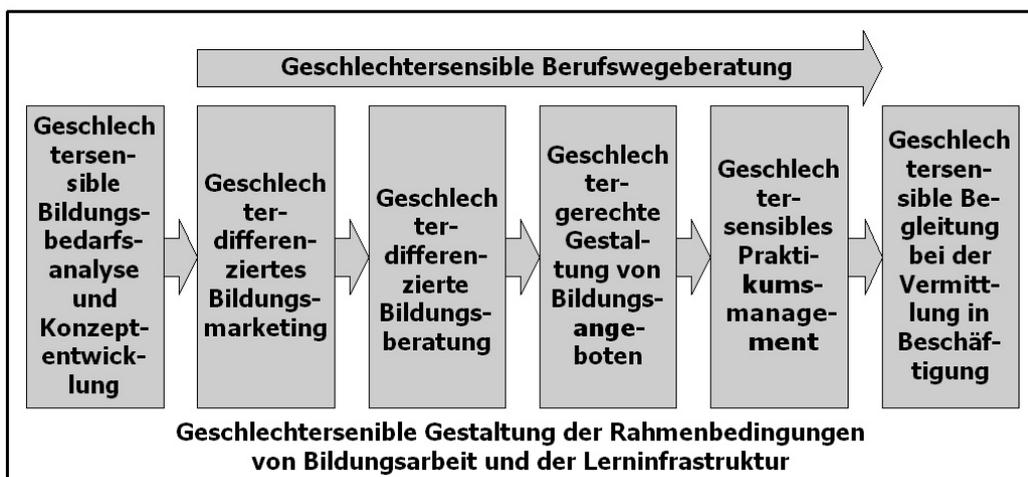
Es handelt sich um ein Modellprojekt zur Erhöhung des Frauenanteils in der Aus- und Fortbildung für IT-Berufe in der Stadt Hamm mit einer Projektlaufzeit: 15.8.2002 – 30.4.2004.

Sechs Einrichtungen der beruflichen Aus- und Weiterbildung der Region Hamm am Ostrand des Ruhrgebiets haben gemeinsam mit dem FiAB daran gearbeitet, Gender Mainstreaming als Querschnittsaufgabe in ihrer Organisation umzusetzen und neue Ansprechwege für Frauen in IT-Berufen zu erproben. Fokus der im Projektantrag geplanten Ziele war die Verbesserung der Zugangschancen von Frauen zu IT-Berufen und die Erhöhung der Beteiligung von Frauen an Umschulungen und Fortbildungen für IT-Berufe. Gemeinsam mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der sechs Bildungsträger, der Kommunalstelle Frau und Beruf in Hamm und dem Regionalsekretariat in der Wirtschaftsförderung Hamm konnte das Projekt erfolgreich durchgeführt und abgeschlossen werden.

Am Beginn des Projektes war das Kernstück der Arbeit die Ausrichtung auf eine geschlechterdifferenzierte Kunden- und Serviceorientierung, um die Wettbewerbsfähigkeit der Bildungsträger zu stärken. Im Verlauf des Projektes haben sich die arbeitsmarkt-, sozial- und weiterbildungspolitischen Rahmenbedingungen spätestens ab Jahresbeginn 2003 grundlegend geändert, zunächst durch die konjunkturellen Einbrüche in der IT-Branche und dann durch die ab 2003 in Kraft getretenen arbeitsmarktpolitischen Gesetze (sog. Hartz-Gesetze I+II), die die Politik der Bundesagentur für Arbeit im Hinblick auf die Förderung von Bildungsmaßnahmen verändert und das Fördervolumen reduziert haben. In Anbetracht der daraus resultierenden akuten Krisensituation waren die Bildungsträger gefordert, Lösungen für ihre zukünftige Unternehmensentwicklung zu finden und eine weitgehende Arbeitsplatzsicherung der eigenen Beschäftigten zu gewährleisten. Gendersensible Reorganisationsprozesse bei den sechs beteiligten Bildungseinrichtungen rückten in den Mittelpunkt der Projektarbeit, ebenso wie die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit der Bildungsträger und die Beschäftigungssicherung.

Um die einzelnen Schritte zur Umsetzung von Gender Mainstreaming innerhalb der Bildungseinrichtung zu entwickeln, war es notwendig, die verschiedenen Handlungsfelder (vgl. Abbildung) der Einrichtung zu vergegenwärtigen. Diese wurden unter der Genderperspektive analysiert und innerhalb der einzelnen Einrichtung wurden passgenaue Lösungen entwickelt.

Gender Mainstreaming in den Handlungsfeldern von Bildungseinrichtungen der beruflichen Bildung



Kerngeschäft von Bildungsträgern der beruflichen Bildung ist die Entwicklung und Durchführung von Bildungsangeboten. Zielgruppen dieser Angebote sind sowohl Jugendliche als auch erwachsene Frauen und Männer. Zur Vorbereitung dieses Kerngeschäftes und um dieses sinnvoll und für die Teilnehmenden angemessen zu gestalten, sind konzeptionelle Arbeiten ebenso

notwendig wie die Gewinnung von Teilnehmenden. Wichtig dafür ist die Bildungsberatung der Adressatinnen und Adressaten. Zunehmende Bedeutung gewinnt die Zusammenarbeit der Bildungseinrichtungen mit Betrieben, um für die Teilnehmenden Praktikumsplätze zu akquirieren und nach erfolgreicher Teilnahme den Übergang in Beschäftigung zu ermöglichen. Auf diesem Hintergrund wurden die nachfolgend aufgelisteten Gesichtspunkte als Genderaspekte der einzelnen Handlungsfelder herausgearbeitet.

Bildungsbedarfsermittlung

- Kontextbezug zur regionalen Arbeitsmarkt- und Strukturpolitik
- Orientierung an betrieblichen Bedarfen
- Wachstumsbranchen und Kompetenzfelder der Region Östliches Ruhrgebiet
- Frauenanteil an der Zielgruppe und Branche berücksichtigen

Konzeptentwicklung

- branchen- und unternehmensbezogen
- Geschlechterdifferenzierte Zielgruppen
- zielgruppengenaue Serviceleistungen

Öffentlichkeitsarbeit

- Zielgruppendifferenzierte Bildungswerbung
- Geschlechtergerechte Sprache in Ausschreibungen, Programmheften, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit
- Ansprache von Frauen *und* Männern durch Bild- und Textgestaltung

Bildungs- und Berufswege-Beratung

- Beratungsebenen u.a.: biografische und berufliche Voraussetzungen, milieuspezifische und kulturelle Unterschiede, Selbsteinschätzung und Zukunftsvorstellungen sowie verfügbare Energie- und Zeitreserven
- Betreuungsleistung bei individueller Krisenbegleitung
- Unterstützung bei Praktikums- und Arbeitssuche

Qualität der Lehre

- Sensibilisierung der DozentInnen für eigenes geschlechterbezogenes Verhalten
- Unterrichtsmaterialien und -sprache
- Lernverhalten und Lerninteressen
- Gestaltung der Rahmenbedingungen (Lerninfrastruktur)

Genderzirkel als kreativer Raum

Das zentrale Instrument des Projektes war die prozessorientierte Arbeit in internen Genderzirkeln bei den sechs beteiligten Trägern der beruflichen Bildung. Teilnehmende an den Genderzirkeln waren Fach- und Führungskräfte aus unterschiedlichen Arbeitsbereichen beim jeweiligen Bildungsträger und nach Möglichkeit auch der Geschäftsführer oder die Geschäftsführerin. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hatten innerhalb der Einrichtungen unterschiedliche Funktionen, sie waren für Konzeptentwicklung und Planung, Anleitung und Unterricht, Öffentlichkeitsarbeit, Verwaltung oder Technik zuständig. Die Genderzirkel haben innerhalb eines Jahres zwischen sechs und acht zwei- bis dreistündige Sitzungen durchgeführt. Hinzu kamen drei halb- bzw. ganztägige gemeinsame themenorientierte Workshops für alle Mitglieder der sechs Genderzirkel.

Die entscheidende Voraussetzung für das Gelingen der prozessorientierten Arbeit in den Genderzirkeln war die Beteiligung der Geschäftsführungen; besonders produktiv und erfolgreich waren die Prozesse in denjenigen Einrichtungen, bei denen die Geschäftsführerinnen bzw. Geschäftsführer regelmäßig an den Sitzungen teilgenommen haben.

Die Arbeit in den Genderzirkeln gestaltete sich für die Bildungseinrichtungen als kreativer Raum,

der positive Kräfte zur gendersensiblen Bearbeitung der Reorganisationsprozesse mobilisierte. Sie ermöglichte das Bewusstmachen kollektiver Ängste in der aktuellen Krisensituation und bot Raum für die Entfaltung von Energien für konstruktive Veränderungen. Es wurden die unterschiedlichen Kompetenzen der beteiligten Fach- und Führungskräfte einbezogen, ihnen wurde die Formulierung von Veränderungswünschen ermöglicht, sie wurden aktiv an die Vorbereitung von Entscheidungen beteiligt und es kam zur Bildung neuer Teamstrukturen.

Die Genderzirkel waren der (Zeit-)Raum, in dem Geschäftsführende und MitarbeiterInnen ermutigt wurden, gemeinsam nach betrieblichen Gestaltungswegen zu suchen. Die Besonderheit dieser Organisationsentwicklungsprozesse war die durchgehende Berücksichtigung der Geschlechterperspektive. Diese wurde nicht nur auf die AdressatInnen des Bildungsträgers gerichtet, sondern sollte auch im internen Verhältnis Konsequenzen haben.

Die in den Genderzirkeln bearbeiteten Themen waren bei den einzelnen Einrichtungen unterschiedlich. Gemeinsam war aber in allen sechs Genderzirkeln, dass daran gearbeitet wurde, die eigenen Ressourcen und Stärken bewusst zu machen und mit Beharrlichkeit an Gender Mainstreaming als Querschnittsaufgabe festzuhalten. *„Unsere Veränderungsprozesse sind uns durch das Zusammendenken mit Gender Mainstreaming bewusster geworden“* (Derichs-Kunstmann, Wendler-Boeck 2004, S. 11), war das Resümee des Geschäftsführers einer der beteiligten Bildungseinrichtungen.

Die Projektarbeit hatte eine identifikationsstiftende Wirkung und förderte die Erfolgspotentiale in den Einrichtungen durch Krisenbearbeitung und deren Bewältigung. Ebenso konnten Arbeits- und Organisationsprozesse optimiert werden. Die beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berichteten, dass sich ihre Arbeitszufriedenheit verbessert habe und dass sie sich in der Lage sähen, die Passgenauigkeit der Bildungsangebote zu erhöhen.

Zur Funktion der wissenschaftlichen Begleitung in der Praxisforschung

Die das Projekt begleitenden Wissenschaftlerinnen hatten in erster Linie die Aufgabe, die prozessorientierte Arbeit in den Bildungseinrichtungen zu initiieren, vorzubereiten, zu moderieren, zu dokumentieren und zu evaluieren. Sie verstanden sich als „Übersetzerinnen“ und Vermittlerinnen, als Aktionsforscherinnen, die in ihrer Rolle als Externe Prozesse von einer anderen Warte analysieren und moderieren konnten. Während der gemeinsamen Arbeit entstand ein wechselseitiger Prozess, in dem die Wissenschaftlerinnen ihre Fachkompetenz zur Weiterentwicklung der Arbeit einbrachten und die PraktikerInnen ihre Ideen zur Umsetzbarkeit der aus den politischen und theoretischen Vorgaben entstandenen Anforderungen entwickelten.

Wir – also die begleitenden Wissenschaftlerinnen – bezogen die Postulate der Prozessorientierung und der Partizipation nicht nur auf die Arbeit in den Bildungseinrichtungen, sondern auch auf die unsere Arbeit mit den MitarbeiterInnen aus der Praxis. Sie wurden an der Produktion unserer Projektergebnisse beteiligt. Dieses geschah durch eine Evaluation der gemeinsamen Arbeit, durch veröffentlichte Berichte der Genderzirkel über ihre Arbeit und durch eine gemeinsame kritische Diskussion der Projektergebnisse (kommunikative Validierung). Wichtig war für die beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bildungsträger die Wiedererkennbarkeit ihrer Arbeit; uns war dabei wichtig, dass im gemeinsamen Produkt deutlich wurde, dass es sich nicht um von uns allein erarbeitete Erkenntnisse handelt, sondern diese das Ergebnis eines gemeinsamen Lern- und Arbeitsprozesses von PraktikerInnen und Wissenschaftlerinnen waren. Nur dadurch wurde es auch möglich, übertragungsfähige Ergebnisse des Projektes vorzulegen.

Die Ergebnisse des Projektes

Ergebnis des Projektes ist die Broschüre „FiT für Gender Mainstreaming in der beruflichen Aus- und Weiterbildung“ (Karin Derichs-Kunstmann und Ursula Wendler-Boeck: „FiT für Gender Mainstreaming in der beruflichen Aus- und Weiterbildung“ Eine Handreichung für die Praxis. Hrsg. vom FIAB, Materialien aus der Frauen- und Geschlechterforschung Bd. 6, Recklinghausen Oktober 2004. 40 S.). Die Broschüre kann als pdf-Datei von der Webseite des FIAB heruntergeladen werden (<http://www.ruhr-uni-bochum.de/fiab/pdf/onlinetexte/mfqb6.pdf>).

Mit dieser Publikation soll ein Einblick in Hintergründe und Vorgehensweisen bei der geschlechtersensiblen Gestaltung von Reorganisationsprozessen gegeben werden. Berichte über die Arbeit in den Genderzirkeln bei vier der beteiligten Bildungseinrichtungen stellen die Vielfalt der Gestaltungsansätze vor. Auf dieser Grundlage werden Empfehlungen dafür entwickelt, wie in den verschiedenen Handlungsfeldern innerhalb von Bildungseinrichtungen die Implementierung von Gender Mainstreaming erfolgen kann. Abschließend werden in einem Serviceteil Literaturhinweise und Internetadressen zusammengestellt.

Geschlechtersensible Praxisforschung in der Bildung am Beispiel der Evaluation eines geschlechterdifferenzierenden Projektes in der Schule (Sibylle Hahn)

Das Projekt „Soziales Lernen für Mädchen und Jungen – ein Beitrag zur Gewaltprävention“ wurde als ein Pilotprojekt im Rahmen der Kampagne „Ganz Normal – gegen Gewalt an Frauen und Männern, Mädchen und Jungen“ speziell für Schüler/innen im Landkreis München entwickelt und erstmals 1999 in zwei Schulen durchgeführt. Im Schuljahr 2001/2002 startete der zweite Probelauf, in dem ich als Mitarbeiterin des Forschungsinstituts tifs mit der Evaluation des Projektes betraut wurde und die Projektrealisierung in zwei 7. Klassen einer Realschule im Landkreis München wissenschaftlich begleitete.

Zur Bedeutung der Praxisforschung

Die wissenschaftliche Begleitung des Projekts wurde seitens des Projektträgers mit dem zentralen Anliegen verknüpft, konkreteres Wissen über mögliche Wirkungen des Projekts zu erhalten und die Ergebnisse gegebenenfalls auch neue Erkenntnisse der begleitenden Praxisforschung zur zielgruppenorientierten Weiterentwicklung und zur Verbreiterung des Angebots zu nutzen. Im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung wurden hierzu die Durchführung der einzelnen Projektbausteine teilnehmend beobachtet sowie die Perspektiven aller Beteiligten (Projektleitung/Schüler/innen, Lehrkräfte, Eltern) auf Ziele, Inhalte, Methoden und mögliche Wirkungen des Projekts erhoben und auf diese Weise das Gesamtprojekt evaluiert.

In der konkreten Praxis arbeiteten Wissenschaftlerin und vor allem verantwortliche Projektleitung (Lehrkräfte, Schüler/innen und andere Beteiligte wurden unregelmäßiger einbezogen) eng zusammen und waren daher gemeinsam an der Entwicklung des Forschungsprozesses und den gewonnenen Ergebnissen beteiligt. In gemeinsamen Reflexionsgesprächen dienten viele im Projektverlauf gesammelte Beobachtungen dem Projektteam als Impulse, kritisch über Zielsetzungen, ausgewählte Inhalte, eingesetzte Methoden, unbeabsichtigte Entwicklungen, spezielle Dynamiken nachzudenken. Im gemeinsamen Austausch konnten sie ihre persönlichen Einschätzungen formulieren, ihre subjektiven Wahrnehmungen schildern, einzelne Vorgehens- oder Verhaltensweisen hinterfragen oder auch neue Ideen für den weiteren Projektverlauf entwickeln. So wurde die wissenschaftliche Begleitung von den Praktiker/innen einerseits als Projektionsfläche ihrer eigenen Arbeit genutzt und diente andererseits zur kritischen Auseinandersetzung mit den eigenen Erwartungen, pädagogischen Zielen. Einzelne der im Forschungsverlauf erhobenen Fragen an die Schüler/innen, Eltern oder Lehrkräfte entstanden im Rahmen solcher Reflexionsgespräche, die immer wieder neue Bedarfe oder offene Fragen sichtbar machten. Auf diese Weise konnten über die Beteiligung der Praktiker/innen vielfältige Fragen zur organisatorischen, methodischen und pädagogischen Umsetzung des Projekts berücksichtigt und dadurch schließlich einzelne Bausteine der Projektkonzeption erweitert oder verändert werden.

Darüber hinaus fungierte die wissenschaftliche Begleitung in diesem Projekt als Vermittlerin an der Schnittstelle von Jugendarbeit und Schule. In der Rolle einer neutralen und externen Beobachterin konnte die Wissenschaftlerin einzelne Missverständnisse und Hindernisse in der Kommunikation zwischen den Beteiligten thematisieren und so zu deren Bearbeitung beitragen. Die wechselseitige Vermittlung (Übersetzung) von Erwartungen, Enttäuschungen oder auch Befürchtungen zeigte nicht zuletzt auch für die weitere Projektplanung und -durchführung positive Auswirkungen.

Offensichtlich wurde in diesem Zusammenhang, dass mögliche Wirkungen in der Projektpraxis nicht zuletzt von der Offenheit und der gegenseitigen Wertschätzung der Beteiligten abhängen. Hier wird durch die wissenschaftliche Praxisforschung konkret erfahrbar, dass Impulse zur Reflexion und Kommunikation anregen und dadurch Störungen, Hindernisse oder Bedarfe sichtbar werden, die für die Weiterentwicklung einzelner Vorhaben und in diesem Projektbeispiel für die Qualität der pädagogischen Praxis unverzichtbar sind.

Das Projekt

Die Entwicklung des Projekts gründete ursprünglich auf der Idee und dem Wunsch, Benachteiligungen von Mädchen und Frauen abzubauen, indem Soziales Lernen von Kindern und Jugendlichen gefördert und ihr soziales Verhalten positiv unterstützt wird. Das Projekt wollte hierzu die beteiligten Mädchen und Jungen anregen, ihre geschlechtsspezifischen Rollenbilder sowie ihr geschlechtsspezifisches Rollenverhalten kritisch zu hinterfragen. Insbesondere über die Reflexion der alltäglichen Probleme im Umgang miteinander und mit dem anderen Geschlecht, sollten die sozialen Kompetenzen der Mädchen und Jungen im Projektverlauf gestärkt werden. Als Besonderheit der Projektkonzeption galt der geschlechterdifferenzierende Ansatz des Schulprojektes, der die unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessen der Geschlechter in den Blick nahm und diese im Unterschied zum koedukativen Unterrichtsalltag in besonderer Weise berücksichtigen konnte.

Im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung wurden alle Projektstage (drei Tage im Zeitraum von drei Wochen sowie ein abschließender Auswertungstag) durch Teilnehmende Beobachtung begleitet, alle direkt oder indirekt Beteiligten entweder schriftlich befragt (Fragebogen für Schüler/innen und Eltern) und/oder im Einzel- oder Gruppengespräch interviewt (Schulleitung, Lehrkräfte, Schüler/innen und Projektleiter/innen).

Die Vielfalt der zusammengetragenen Perspektiven im Rahmen der Evaluation veranschaulichte, dass das Projekt "Soziales Lernen für Mädchen und Jungen - ein Beitrag zur Gewaltprävention" auf eine bedeutsame Schnittstelle zwischen Schule und Jugendhilfe/Jugendarbeit traf. Gewalt, Konflikte und Mobbing im Schulalltag stellten sowohl für die Schüler/innen als auch für Schulleitung und Lehrkräfte wichtige Themen dar. Das externe Angebot als Maßnahme zur Prävention von Gewalt wurde daher insgesamt als hilfreiche Unterstützung betrachtet. Während die Mädchen und Jungen sich vor allem Hilfestellung und Rat im Hinblick auf den Umgang mit Gewalt oder Konflikten sowie die Verbesserung der Kommunikation mit Lehrer/innen wünschten, wurde bei den Lehrkräften insbesondere der Bedarf und das Interesse an pädagogischen Methoden und Impulsen im Hinblick auf ihren Arbeitsalltag deutlich.

Die Auswertung der Schüler/innenperspektive hatte darüber hinaus gezeigt, dass auch in einer "GANZ NORMALen" Klasse ausreichend Konfliktstoff für die pädagogische Arbeit mit Mädchen und Jungen vorhanden war. Die Unterstützung in der Bearbeitung bestehender Konflikte durch externe Pädagog/innen wurde von den meisten Schüler/innen als hilfreich erlebt. Vor allem einen entsprechenden Rahmen oder ein angemessenes Forum für die Bewältigung ihrer täglichen Probleme im sozialen Miteinander wurde von vielen Schüler/innen begrüßt. In den Auswertungsergebnissen wurde zudem deutlich, dass über die Förderung ihrer Eigen- und Fremdwahrnehmung sowie die Reflexion über Grenzen und Grenzverletzungen ein wichtiger Beitrag zum Sozialen Lernen geleistet werden konnte. Impulse zur Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle und geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen konnten vor allem in der Arbeit mit den Jungen gesetzt werden. Bei den Mädchen bildete die Stärkung ihrer kommunikativen Kompetenz einen zentralen Schwerpunkt. Insgesamt hinterließ das Projekt bei den meisten Schüler/innen positive (Lern-)Erfahrungen. Vor allem jene Schüler/innen, die vielfach persönlich Konflikte mit Mädchen oder Jungen in der Klasse erlebten, fühlten sich durch die pädagogische Begleitung der Projektleiter/innen unterstützt und verstanden. Aber auch jene, die als Außenstehende oder Freund/innen unter den Spannungen zwischen einzelnen Mitschüler/innen litten, zeigten ihre Erleichterung über die Lösung einzelner Konflikte. Positive Auswirkungen des Projektes konnten vorzugsweise im Umgang der Mädchen untereinander und der Jungen

untereinander sowie im Umgang der Lehrkräfte mit den Schüler/innen festgestellt werden. Nahezu alle am Projekt beteiligten Schüler/innen konstatierten positive Auswirkungen (z.B. auf Klassenklima, soziale Beziehungen, soziales Verhalten) durch das Projekt.

Abschließend noch eine kurze Erläuterung zum methodischen Ansatz des Projekts: Der geschlechterdifferenzierende Ansatz des Schulprojektes hatte sich als wichtige Voraussetzung für den Zugang zu den unterschiedlichen Lebenslagen, Interessen und Problemen der Mädchen und Jungen erwiesen. In der geschlechtshomogenen Gruppe bot sich auf Seiten der vor allem schüchternen und stilleren Mädchen die Möglichkeit, eigene Ansichten, Bedürfnisse und Grenzen zu benennen oder formulieren zu lernen. Dieses Forum für die Persönlichkeitsstärkung und Ermutigung der Mädchen zu nutzen, war eine wichtige Aufgabe der pädagogischen Arbeit mit den Mädchen im Projekt, besonders auch im Hinblick auf die Prävention von Gewalt. Auf Seiten der Jungen bot der geschlechtshomogene Kreis einen geschützten Rahmen, um jungenspezifische Bedürfnisse und Probleme zu besprechen. Hier erschien vorzugsweise die Benennung von Gefühlen und Grenzverletzungen als eine zentrale Aufgabe der pädagogischen Arbeit. Der geschlechterdifferenzierende Ansatz stand somit für eine differenzierte Wahrnehmung der unterschiedlichen Stärken und Schwächen der Mädchen und Jungen sowie für die Berücksichtigung ihrer spezifischen Konflikte und Lösungsstrategien im sozialen Miteinander.

Als wesentliche Grundlagen für die geschlechtshomogene Arbeit der Pädagog/innen mit den Mädchen und Jungen galten Authentizität, Offenheit, aber auch Einfühlungsvermögen und das Ernstnehmen der Schüler/innen auf der Grundlage ihrer geschlechtsbezogenen Lebenswelten.

Dass die Inhalte, Methoden und Rahmenbedingungen des Projekts von den beteiligten Schüler/innen und Lehrkräften überwiegend positiv und unterstützend erlebt wurden, lässt für den Alltag der Institution Schule nicht zuletzt auch Bedarfe an geschlechterdifferenzierenden Angeboten erkennen.

2. Workshop „Geschlechtersensible Praxisforschung in der Jugendhilfe“

Cornelia Helfferich, SoFFI K., EFH Freiburg

Maria Bitzan, Forschungsinstitut tifs

Gender-Forschung als Praxisforschung muss in den einzelnen Feldern ausdifferenziert und ausbuchstabiert werden. Im Bereich der Jugendhilfe geht es dabei vor allem um Forschungen zu den Selbstbildern und Belastungen von Mädchen und Jungen und um eine geschlechtergerechte Jugendhilfe in Form von Angeboten für Mädchen und Jungen in geschlechtshomogenen und -heterogenen settings.

Eine Arbeitsgruppe mit dem Fokus, Möglichkeiten der Praxisforschung für die Arbeit mit Mädchen (und Jungen) auszuloten, hatte das Ziel, die theoretischen, teilweise abstrakten Erörterungen des Vormittags auf das konkrete Feld der Jugendhilfe anzuwenden und anhand konkreter Praxisforschungsbeispiele zu diskutieren. Wichtige Gesprächslinien werden in diesem Beitrag zusammengefasst.

Was heißt ein subjektbezogener, konfliktorientierter, die gesellschaftlichen Verhältnisse einbeziehender Forschungsansatz für die geschlechterbezogene Jugendhilfe – so könnte die Ausgangsfrage charakterisiert werden. Anhand zweier sehr unterschiedlicher Forschungsbeispiele wurde sie diskutiert.

Selbstkonstruktionen des Mädchenseins

Cornelia Helfferich (SoFFI K./EFH Freiburg) stellte aus dem Projekt „**Neue Medien in der geschlechtsbewussten Sexualpädagogik**“ – hier war bereits die Vorgabe geschlechtersensibel - Ergebnisse von Gruppendiskussionen in gemischtgeschlechtlichen und in geschlechtshomogenen

Mädchengruppen vor. Sie legte den Schwerpunkt auf die Frage, ob und wie in den Selbstkonstruktionen der Mädchen als Mädchen Spuren der Diskurse wiederzufinden sind, die in den letzten 20 Jahren die Mädchenarbeit geprägt haben, und welche Konsequenzen das hat. Deutlich wurde, dass in den gemischtgeschlechtlichen Gruppen im Bewußtsein der beteiligten Geschlechterunterschiede keine Rolle spielen „sollten“, vielmehr dominierten Konstruktionen von Gleichheit. Mädchen übernahmen in den Gesprächen häufig Vermittlungsaufgaben und passten die Präsentation dementsprechend an das gewünschte Bild an. In den Mädchengruppen hingegen bekam Geschlechterdifferenz explizit Raum, indem die Mädchen für sich selbst erkennbar ein „Wir“ als Erfahrungszusammenhang konstruiert hatten, der sich von dem der „anderen“, nämlich der Jungen, unterscheiden konnte. Besonders interessant war die Frage, wie dieser Unterschied gefüllt wird, was als Mädchenspezifisch von den Mädchen selbst herausgestellt wird. Für die Forscherinnen auffällig waren vor allem Konstruktionen der Verantwortlichkeit: Mädchen sind vernünftig, blicken, was los ist, übernehmen Verantwortung für die Situationen (gemeint ist immer der sexuelle Kontext) und zeichnen sich aus durch soziale Kompetenz. Jungen werden von ihnen als albern, Spaß habend und nehmend und unverantwortlich gezeichnet.

Die Forscherinnen brachten diese Ergebnisse in Zusammenhang mit öffentlichen Bildern von Mädchen und mit den Erwartungen von Pädagoginnen an Mädchen. Zugespitzt ließe sich formulieren: vernünftige Frauen (selbstbewusste, frauenbewusste, u.U. feministische Frauen) geben Anforderungen der Vernünftigkeit und Reflexivität an Mädchen weiter. Das heißt, für Mädchen ergibt sich – gerade auch in einem geschlechtersensiblen Raum - die Möglichkeit, sich als Mädchen zu konstruieren, vor allem durch die Repräsentanz von Vernunft und Kompetenz.

Ausgeblendet bleiben Aggressionen, Spaß, Loslassen.

Die Forscherinnen stellten sich die Frage, ob diese Mädchen dieselben Bilder repräsentieren wie eine Generation zuvor?

Als zentrales Ergebnis der Forschungen betonte Cornelia Helfferich den Gesichtspunkt, mehr die *Konstruktionsprozesse* in den Blick zu nehmen und weniger danach zu fragen, wie Mädchen *sind*. Das heißt, interessanter ist der Aspekt, wie Unterschiede konstruiert werden, und welche Bilder zugelassen werden über moderne Mädchen als die Frage nach dem SoSein.

Forschung als geschlechtergerechte Infrastrukturentwicklung

Maria Bitzan (tifs) präsentierte ein Beispiel für geschlechtersensible **Forschung als regionalbezogene, geschlechterbezogene Infrastrukturpolitik** – eine Forschungsarbeit vor allem mit regionalen Akteurinnen der Mädchenarbeit, Jugendhilfe und Politik. Dieses vom tifs durchgeführte zweijährige Forschungsprojekt bestand aus mehreren Bausteinen: einer größeren quantitativen Befragung flächendeckend an alle Gleichstellungsbeauftragten der Republik, einer Dokumentenanalyse von Praxisprojekten und vier qualitativen interaktiven Forschungen in ausgewählten Regionen (vgl. Daigler, Claudia/Yupanqui Werner, Elisabeth/Beck, Sylvia/Dörr, Bea 2003: Gleichstellungsorientierte Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen. Eine bundesweite Bestandsanalyse. Opladen). In dem qualitativen Forschungsteil ging es darum herauszufinden, wie eine regionale Thematisierung von Belangen von Mädchen im öffentlichen Raum vonstatten geht, welche AkteurInnen wichtig sind und welche Rolle Gleichstellungsbeauftragte dabei spielen können. In den ausgewählten Regionen (2 westdeutsche und 2 ostdeutsche) waren die Bedingungen für Mädchenarbeit und Mädchenbelange extrem unterschiedlich. Wichtig für den Erhebungsprozess war, dass er als aktivierende Forschung gleichzeitig Entwicklungsarbeit beförderte oder in Gang setzte und somit die befragten Akteurinnen gleichzeitig in Bewegung brachte, weitergehende Koordinationen und Thematisierungen vor Ort voranzutreiben. Übergreifend und damit vereinheitlichend gesprochen wurde deutlich, das sich die Akteurinnen der Mädchenarbeit dann allein fühlen und eher auch resigniert sind, wenn sie sich als Spielball der örtlichen Jugendhilfepolitik vorkommen und immer als variable Position, die eher den Luxus in der Jugendhilfeaktivität der Kommune darstellen, behandelt werden – was bedeutet, ständig in einem Legitimations- und Selbstbehauptungsprozess stecken zu bleiben. Da, wo Koalitionen mit anderen Jugendhilfeträgern oder eben der örtlichen Gleichstellungsstelle zu finden waren, war ein starkes Selbstbewußtsein möglich.

Die Forschungsmethode war darum eine regionale Begleitung mit dem Ziel, Prozesse nicht nur zu

erheben, sondern auch weiterzutreiben bzw. in gemeinsamer Rekonstruktion aufzuklären und zu verflüssigen.

Auf der methodologischen Ebene lassen sich einige zentrale Erfahrungen dieses Forschungsansatzes der Geschlechterforschung verdeutlichen:

Notwendig ist ein genauer Blick für die örtlichen Gegebenheiten (wer ist da, wie werden vor Ort Aufgaben verteilt, delegiert, wie ist das sozialpolitische Klima, was sind Schlüsselereignisse in den letzten Jahren gewesen?), der sich gleichzeitig hütet, vorschnelle Zuschreibungen („das blockierende Jugendamt“, „die konfliktscheue Frauenbeauftragte“, „die unkommunikativen Mädchenarbeiterinnen“ etc.) mit zu transportieren. Konfliktlagen sind in den einzelnen Regionen sehr unterschiedlich, machen sich teilweise an einzelnen Akteurinnen fest, hinter denen in der Regel strukturelle Konflikte stehen, die viel mit der örtlichen Jugendpolitik zu tun haben und der Zusammenarbeit zwischen Gleichstellungsstelle und Jugendamt und autonomen Mädchenprojekten (bzw. dem Scheitern dieser) zusammenhängen. Dahinter steht das hierin erkennbare Problem, dass die Mädchenarbeit immer noch nicht integrierter Teil und Verantwortungsbereich der Jugendhilfe ist, sowie aber auch nicht Standardbestandteil der gleichstellungsorientierten Arbeit und darüberhinaus sowieso für überflüssig erklärt wird, wenn sie nicht mit Arbeit mit Jungen parallelisiert wird. Für einen zu entwickelnden Forschungsweg sind die Faktoren „Zeit“ und „Vertrauen“ wichtig, um Katalysatoren (weiter) zu entwickeln, durch die Kommunikation in Gang und damit „die eigenen Themen der Region“ überhaupt auf den Tisch kommen können.

Durch diese Methode der regionalen Begleitung wurde ein Weg gefunden, Wissen und Erfahrungen zu bündeln, die bisher noch nicht systematisch vorlagen. Durch diese Bündelung, In-Bezugsetzung zu Ergebnissen aus den anderen Regionen und die Dokumentation dieses Wissens konnten bereits während des Forschungsprozesses vor Ort Impulse umgesetzt werden und neue Formen erprobt werden. Dieser kommunikative Prozess einer handlungsorientierten Forschung erbrachte also Bilder über Mädchenarbeit und über „lernende“ Regionen und ist als spezifischer Typus der Regionalforschung besonders geeignet, um festgefahrene Bilder und eingeschliffene Vorurteilsstrukturen zu verflüssigen.

In diesem Sinn kann eine solche Forschung als Umsetzung eines dekonstruktiven Theoriehintergrundes in der Geschlechterfrage bezeichnet werden, weil eben hier auch die Bilder über die Notwendigkeit oder Überflüssigkeit der Mädchenarbeit und der jeweiligen Repräsentantinnen der verschiedenen Positionen verflüssigt werden konnten.

Zwischen Normalität und Verdeckung

Die Diskussion arbeitete heraus, wie beide – doch sehr unterschiedlichen – Forschungen letztlich hervorbrachten, dass aktuelle Pädagogik (in personalen Beziehungen ebenso wie in Strukturpolitik) sich mit den Einstellungen vieler Mädchen und nicht weniger Professioneller konfrontieren muss, dass Geschlechterunterschiede keine Rolle mehr spielen sollen, und wie demzufolge angestrengt Konstruktionen von Gleichheit (subjektiv und als Strukturbild der Region) hergestellt werden. Solche Strategien erhöhen subjektiv die Wahrnehmung, in der Gesellschaft angekommen zu sein und die Chance, als ganz normal behandelt und nicht als besonders bedürftig (defizitär) wahrgenommen zu werden. Dies gilt für individuelle Selbstkonstruktionen wie auch auf einer anderen Ebene für die Geltung des Jugendhilfebedarfs in der Region. Auch Mädchenarbeiterinnen wollen als „normal“ und insbesondere als verantwortlich für die Region gesehen werden und bringen sich dementsprechend ein in die aktuelle Jugendhilfeplanung. Verbunden ist dies mit einseitigen Fokussierungen (insbesondere der Vernunft und der Verantwortung für die Allgemeinheit), die andere Aspekte in den Hintergrund treten lassen. So erschwert es die notwendige Schaffung von Räumen, die Platz lassen für Unterschiede zwischen den Mädchen und den Bedürftigkeiten.

Mädchen (und damit auch ihre Vertreterinnen) scheinen (vor allem) dann ernstgenommen zu werden und erheben an sich selbst entsprechende Ansprüche, wenn sie Verantwortung und soziale Kompetenz zeigen und die Rolle der Vernünftigen, Einsichtigen und Verantwortungsbewußten einnehmen. Der Spaß, die Lust und das Risiko sind ebenso wie die eigene Aggressivität und Verletztheit ausgeblendet.

Daraus ergeben sich für die berufliche Praxis Anforderungen, einerseits Mädchen mehr Freiräume und Unverantwortlichkeiten zuzugestehen und andererseits auf der Ebene der Infrastruktur geschlechterdifferenzierende Angebote für beide Geschlechter zu normalisieren und dadurch Räume für Verschiedenes zuzulassen.

3. Workshop „Geschlechtersensible Praxisforschung in den Politikfeldern des Sozialen“

Uta Enders-Dragässer, GSF Frankfurt

Helga Huber, Maria Knab, Forschungsinstitut tifs

Anliegen dieses Workshops war es, die Teilnehmerinnen zu einem forschenden Blick in ihre eigenen Politikfelder des Sozialen einzuladen. Nach einer Vorstellungsrunde dienten zwei Inputs der Einführung in die Thematik. Uta Enders-Dragässer (GSF Frankfurt) erläuterte an zwei Beispielen Vorgehensweisen im Rahmen von Praxisforschung: zunächst anhand einer Untersuchung zur Situation von Frauen in der stationären Psychiatrie und der Entwicklung von Patientinnenrechten, danach am Beispiel des Prozesses der Implementierung von Gender-Mainstreaming in Ministerien der Bundesregierung. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der Frage nach den Kompetenzen für solche Praxisforschungsprozesse auf Seiten der durchführenden Wissenschaftlerinnen. Maria Knab (tifs) führte in die Vorstellung einer „Politik des Sozialen“ ein und erläuterte an Beispielen Konsequenzen für Forschungszugänge. In vier Dimensionen (personale Dimension, Verhältnis von Individuum und Gruppen, Öffentlichkeiten, Horizonte und Kapazitäten des politisch-administrativen Systems) wird dabei nach Vorgehensweisen von einzelnen Frauen und Frauengruppen gefragt mit dem Ziel, Handlungen von Frauen in ihrer sozialpolitischen Qualität aufzuschließen. In einem weiteren Schritt reflektierten die Teilnehmerinnen in Kleingruppen ausgewählte Praxisfelder entlang dieser vier Dimensionen.

Bereits in der Vorstellungsrunde wurde deutlich, dass die Teilnehmerinnen aus vielfältigen Praxisbereichen und Politikfeldern kamen, was sich in den Berichten aus den Arbeitsgruppen als kreative Vielfalt niederschlug: aus kommunaler Gremienpolitik und autonomer lokaler Frauenpolitik, Mädchenpolitik, administrativer Frauen- und Gleichstellungspolitik, Personalpolitik im Kontext von Sozialverwaltungen, Wissenschaft, Hochschule, aus städtischen und ländlichen Regionen sowie aus den neuen und alten Bundesländern.

Fragen, die vorgestellt wurden: Wie kann mittels vorliegender geschlechtersensibler Forschungsberichte und -ergebnisse erfolgreiche Lobbyarbeit betrieben werden? Wie können selbstorganisierte Frauengruppen Druck auf kommunalpolitische Gremien ausüben und mit den dort tätigen Frauen zusammenarbeiten? Wie können engagierte Kommunalpolitikerinnen in Frauengruppen Bündnispartnerinnen finden, um öffentlich Druck zu erzeugen? Wie kommen geschlechtersensible Theorien in die Praxis von Sozialer Arbeit? Welche Untersuchungen können politische Strategien untermauern? Wie können die Auswirkungen der Hartz IV-Gesetze auf Frauen und Mädchen erforscht werden? Die Perspektive dieser Fragen könnte folgendermaßen interpretiert werden: Frauen- bzw. Mädcheninteressen sind inzwischen in den verschiedenen Politikfeldern und Arenen präsent. Zunehmend stellt sich die Frage nach differenzierten Verknüpfungen zwischen den verschiedenen Arenen.

"Frauen- und Geschlechterforschung angewandt – Praxisentwicklung durch Praxisforschung und –beratung" (Uta Enders-Dragässer)

Als Mitgründerin der Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung e.V. (GSF e.V.), einem kleinen unabhängigen und nicht subventionierten Forschungsträger der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Genderforschung gehöre ich zu den Vertreterinnen der - wie wir sagen - angewandten Frauen- und Genderforschung.

Wir bestehen jetzt 12 Jahre und finanzieren unsere Arbeit über fremdfinanzierte Projekte, indem wir uns an Ausschreibungen beteiligen, Anträge schreiben oder Projektideen entwickeln und dann beantragen. Unsere Finanzgeber sind z.B. Bundesministerien oder Landesministerien, auch Stiftungen oder andere Körperschaften.

Unser großer Arbeitsschwerpunkt sind schwierige Lebensverhältnisse von Frauen. Wir haben z.B. Fragestellungen zu Armut, Wohnungslosigkeit, Gewalt, beruflicher Förderung und Reintegration, stationärer Psychiatrie, Behinderung, Allein erziehen, Altwerden o.ä. bearbeitet, oft verknüpft mit Fragen der Sozialpolitik, der psychosozialen Versorgung, manchmal auch der Organisations- bzw. Personalentwicklung.

Bei unserem wichtigsten Thema in diesem Bereich, "Wohnungslosigkeit", handelt es sich um ein sehr interessantes und vielfältiges Arbeitsfeld, weil "Wohnungslosigkeit" ein Querschnittsthema darstellt und damit Frauen- und Genderforschung u.a. zu Armut, zu Gewalt, zu Gesundheit, zu Behinderung, zu beruflicher Förderung und Integration, zum Alleinerziehen, zur gesellschaftlichen Arbeitsteilung und männlichen Dominanz in den Geschlechterverhältnissen beinhaltet.

Durch einen Forschungsverbund zu "Wohnungslosigkeit und Hilfen in Wohnungsnotfällen", in dem wir die Zielgruppen- und Bedarfsvorschung übernommen haben, sind wir jetzt auch in der kritischen Männerforschung tätig. Ein Kollege untersucht die Situation von Männern im Wohnungsnotfall bzw. in Wohnungslosigkeit männerspezifisch. Das bedeutet zugleich, dass wir nicht nur interdisziplinär arbeiten, sondern inzwischen auch von der dualen Perspektive einer Forschung im Sinn des Gender Mainstreaming her. Das hat auch damit zu tun, dass in den letzten Jahren ein weiterer größerer Arbeitsschwerpunkt hinzugekommen ist, Forschung zu Gender Mainstreaming und insbesondere zu Implementierungsprozessen von Gender Mainstreaming in der Verwaltung.

Wir beziehen uns in unserer Forschungsarbeit generell auf die internationale Frauen- und Genderforschung und seit einigen Jahren zudem noch auf den Lebenslagenansatz der Armutsvorschung, ein Theorie-Modell mit einer Begriffsgeschichte, die bis in die 50er Jahre zurückreicht. Brigitte Sellach, ebenfalls Mitgründerin der GSF e.V., und ich haben diesen Ansatz inzwischen geschlechterdifferenziert weiterentwickelt, im Sinn sozialwissenschaftlicher Frauen- und Genderforschung. Eine Weiterentwicklung im Sinn kritischer Männerforschung erwarten wir durch unsere Arbeit zu den wohnungslosen Männern.

Wir sind ein kleiner Forschungsbetrieb, d.h. ein richtiger *Betrieb*, in dem Forschung betrieben wird, als alltägliche Praxis mit allem, was dazu gehört, von der wissenschaftlichen Beratung über das Entwickeln von Instrumenten zur Erforschung von Praxen, ihrer Evaluation und Dokumentation bis zum Erstellen der Berichte mit den jeweiligen Ergebnissen und Erkenntnissen sowie z.T. sehr konkreten Maßnahme-Empfehlungen. Dazu gehört aber ebenso das betriebliche und insbesondere finanzielle Management bis hin zu den z.T. sehr komplizierten Verwendungsnachweisen und sonstigen Abrechnungen.

Mit dieser Forschungspraxis haben wir am "Markt" zu bestehen. Mit unseren "Produkten" können wir nur erfolgreich sein, wenn wir zielgenau und zeitnah die vorhandene Nachfrage treffen.

Für die angewandte Forschung, d.h. eine auf die Handlungsebenen von Praxisfeldern bezogene Forschung, sieht das etwas anders aus als für die universitäre Forschung. Lassen Sie mich das mit einem Rückblick erläutern. Wenn Sie um einige Jahrzehnte zurückgehen, kommen Sie u.a. zu einer Zeit des doppelten Aufbruchs durch die Neue Frauenbewegung: das Entstehen der Frauenforschung und den Beginn der Frauenprojekte-Bewegung.

Die Bedeutung der Frauenprojekte-Bewegung wird m.E. heute noch unterschätzt: sie setzte damals an gravierenden infrastrukturellen Defiziten zu Lasten von Frauen an, machte diese sichtbar, politik- und damit förderfähig und bearbeitete sie – u.a. in Form angewandter Frauenforschung. Ohne die Frauenprojekte-Bewegung gäbe es heute nicht die sich ständig weiterentwickelnden Arbeitsfelder fachlicher Praxen, in denen nach Lösungsansätzen und infrastrukturellen Weiterentwicklungsmöglichkeiten eigens für Frauen und Mädchen und ihre spezifischen Problemlagen gesucht wird.

Es ist zum einen diese spezifische Nachfrage nach geschlechterdifferenzierten Daten und Erkenntnissen zum besseren Verständnis weiblicher Problemlagen und nach geeigneten zielgruppenspezifischen Arbeitsansätzen, z.B. in Form von Modellen "bester Praxis", auf die wir mit unseren Angeboten und unserer Arbeit reagieren können. Aber auch auf Grund der derzeitigen Modernisierungsprozesse sind viele Praxisfelder unter Druck geraten, müssen sich anpassen, verändern. Auch daraus entwickelt sich zunehmend eine Nachfrage nach geschlechterdifferenzierten Daten und Lösungsansätzen.

Beispiele

Im Folgenden werde ich mit drei Beispielen aus unserer Arbeit auf angewandte Frauen- und Genderforschung näher eingehen. Damit werde ich Ihnen eine Praxis wissenschaftlichen Arbeitens skizzieren, die weniger den kritischen akademischen Diskurs und die gepflegte Veröffentlichung in einschlägigen Verlagen zum Ziel hat, wobei wir das auch aufzuweisen haben. Hier geht es vielmehr um die Weiterentwicklung unterschiedlichster Praxen als Handlungsfelder, eine hochprofessionelle Arbeit. Sie hat mindestens zur Voraussetzung, sich sowohl theoretisch-fachlich (und dies heißt auch international) auszukennen als auch eine genaue Kenntnis der Handlungsebenen und Praxisstrukturen selbst zu haben, z.B. in rechtlicher, organisatorischer, verwaltungsmäßiger, fachpolitischer, finanzieller Hinsicht und sich auf diese auch sehr genau einzulassen.

Beispiel 1: Frauen in der stationären Psychiatrie

Mein erstes Beispiel ist unsere Untersuchung der Situation von Frauen in der stationären Psychiatrie für eine Landesbehörde und in Kooperation mit einer großen psychiatrischen Klinik. Wir haben die Situation der Frauen von mehreren fachlichen Zugängen her analysiert. Zwei Psychiaterinnen, zwei Frauenforscherinnen, eine Psychologin und eine Organisationsberaterin haben diese Arbeit geleistet. Im interdisziplinären Austausch und Konsens haben wir die Ergebnisse dann zusammengeführt und daraus Maßnahme-Empfehlungen für die stationäre Psychiatrie sowie Patientinnenrechte entwickelt. Es versteht sich von selbst, dass wir alle mit den Analyse-Instrumenten und -Methoden unserer jeweiligen Disziplinen gearbeitet haben. Die interdisziplinäre Arbeit war nicht ganz einfach, aber sehr produktiv und interessant. Dadurch haben wir u.a. die geschlechterneutrale Psychiatriekritik mit der Frauenkritik der internationalen Frauenforschung verknüpft. Noch wichtiger war die Entwicklung von Patientinnenrechten, die wir in ihrem wesentlichen Gehalt später auch auf andere Praxisfelder übertragen konnten. Sie beinhalteten u.a. die Gewährleistung von Schutz vor männlicher Gewalt, von Raum eigens für Frauen im übertragenen und im wörtlichen Sinn, für uneingeschränkte Mitteilungsmöglichkeiten, für ihr Empowerment, für eine Frauenarbeit eigens für Frauen mit ausschließlich Frauen als Professionellen und deren Weiterentwicklung durch Vernetzung mit weiteren Feldern der Frauenarbeit. Ein besonderer Erfolg war für uns, dass das Buch, das aus dieser Arbeit entstand, von den psychiatrienerfahrenen Frauen sehr positiv aufgenommen wurde.

Beispiel 2: Wohnungslose Frauen: die Modellprojekte des BMFSFJ

Wir haben zwei Modellprojekte des BMFSFJ wissenschaftlich begleitet. Im ersten Modellprojekt "Hilfen für allein stehende wohnungslose Frauen" hatten wir den Auftrag, an vier Standorten vier unterschiedliche ambulante Hilfemodelle wissenschaftlich zu begleiten. Wir haben mit einem Methoden-Mix sowohl quantitativ als auch qualitativ gearbeitet. Dabei haben wir den Prozess des Aufbaus der Modelle bis zu ihrer Überführung in die Regelpraxis kontinuierlich evaluiert und zeitnah in die Praxis zurückvermittelt, in einem intensiven Austausch sowohl mit den Mitarbeiterinnen als auch mit dem auftraggebenden Fachministerium. Wir ließen uns sehr intensiv sowohl auf die Handlungsebenen der Modellarbeit als auch der Regelpraxis ein. Ein erstes wichtiges Ergebnis war, dass wir die Mitarbeiterinnen mit unserer wissenschaftlichen Arbeit darin unterstützen konnten, ihre Konzepte für die Regelpraxis zu entwickeln und dann auch (in drei der vier Fälle) erfolgreich durchsetzen zu können. Zusammen mit der zuständigen Referentin des BMFSFJ konnten wir zweitens daran mitwirken, dass im Rahmen des Novellierungsprozesses der DVO zu §72 BSHG Frauen in gewaltgeprägten Lebensverhältnissen in die Zielgruppe einbezogen

wurden. Damit war einem der Ergebnisse des Modellversuchs Rechnung getragen, dass nicht nur Armut, sondern auch Gewalt ursächlich für weibliche Wohnungslosigkeit ist, und dass in der Definition der Zielgruppe sowie in der Ausgestaltung der Hilfen darauf bedarfsgerecht zu reagieren ist. Ein drittes Ergebnis unserer Begleitforschung war die Übertragung der für die Psychiatrie in Form von Patientinnenrechten entwickelten Arbeitsprinzipien in die Frauenarbeit der Wohnungslosenhilfe und zwar als inzwischen allgemein anerkannte Qualitätsstandards. Ein viertes Ergebnis war zusammen mit den Mitarbeiterinnen aus der Modellarbeit heraus die konzeptionelle und antragsmäßige Entwicklung des unmittelbar anschließenden zweiten Modellprojekts "Berufliche Förderung von allein stehenden wohnungslosen Frauen". Mit ihm haben wir uns schon damals, kurz vor dem Jahr 2000, intensiv mit der Frage der (schwierigen) Zusammenarbeit von Sozialhilfeträgern und Bundesagentur für Arbeit auseinandergesetzt und wichtige Erfahrungen dokumentieren können. Wir haben damals auch modellhaft eine Kooperation zwischen den Trägern der Wohnungslosenhilfe und den Trägern der beruflichen Förderung und Integration entwickelt, auf der Grundlage einer fachlichen Trennung bei Kooperation, mit der in den Arbeitsprojekten der Frauenarbeit in der Wohnungslosenhilfe erfolgreich weitergearbeitet wird. Eine zentrale Aufgabe für unsere Begleitforschung war von Anfang an ebenfalls die Einmündung auch dieses Modellprojekts in die Regelpraxis, was wiederum für drei der vier Modelle gelang.

Beispiel 3: Wissenschaftliche Begleitung der Implementierung von Gender Mainstreaming innerhalb der Bundesregierung

Während im akademischen Raum noch darum gestritten wird, ob Gender Mainstreaming frauenpolitisch überhaupt eine Berechtigung hat – eine Fragestellung, die mit der Entwicklung der Europäischen Union politisch inzwischen erledigt ist – ist mit der Implementierung von Gender Mainstreaming innerhalb der Bundesregierung längst begonnen worden.

Wir haben diesen Implementierungsprozess in den Jahren 2001 – 2003 wissenschaftlich begleitet und mit dem "Wissensnetz" sowie dem Bericht zu den Projekten der Bundesregierung, beide im Internet eingestellt, auch dokumentieren können. Ich sage hier absichtlich "dokumentieren", denn unsere Evaluation geschah wiederum kontinuierlich prozessorientiert und zeitnah während der Implementierung der Pilotprojekte, nicht danach.

Während des Implementierungsprozesses arbeiteten wir mit einer koordinierenden interministeriellen Arbeitsgruppe auf Abteilungsleitungsebene, also ziemlich hochrangig, ebenso zusammen wie mit der federführenden Gruppe im BMFSFJ sowie hierarchieübergreifend mit themenzentriert arbeitenden Arbeitsgruppen, teils ministeriell, teils interministeriell sowie einzelnen Projektverantwortlichen. Wir setzten immer da an, wo sich unser Gegenüber befand, je nach Projekt, organisatorischer oder inhaltlicher Frage.

Die prozessorientierte wissenschaftliche Arbeit erforderte ein zeitnahes Arbeiten auf hohem fachlichem Niveau und dies in doppelter Hinsicht. Das Fachwissen für die jeweilige ministerielle Facharbeit war nämlich ebenso wichtig wie das Verwaltungswissen. Ohne die Kenntnis der Verwaltungsabläufe war es eigentlich nicht möglich, die Akteurinnen und Akteure darin zu unterstützen, ihre Handlungsspielräume so zu nutzen, dass sie eine unbekannte und umfassende Gleichstellungsstrategie, die nicht nur die Lebensverhältnisse von Frauen sondern ebenso die von Männern betrifft, mit teils geschlechterdifferenzierten, teils neuen fachlichen Inhalten in neuen Handlungsroutinen umzusetzen konnten.

Dazu gab es wenig Vorarbeiten, die ohne weiteres hätten umgesetzt werden können. Andere europäische Länder waren entweder auch noch nicht so weit oder die von ihnen entwickelten Instrumente waren nicht ohne weiteres übertragbar, aus unterschiedlichen Gründen.

Als Ergebnis der auf die jeweilige Handlungsebene bezogenen Beratungsarbeit, die auf der Grundlage einer zeitnahen prozessbegleitenden Evaluation geleistet werden konnte, sind in den Ministerien mehrere Arbeitshilfen entwickelt worden, die interministeriell abgestimmt und erprobt wurden. Das waren die Arbeitshilfen „Rechtssetzung“, „Öffentlichkeitsarbeit“ und „Ressortforschung“. Bei dieser Arbeitshilfe war ich an der Entwicklung beteiligt und konnte auf die Arbeit von Margrit Eichler und anderen kanadischen Wissenschaftlerinnen aufmerksam machen. Zudem war zu dieser Zeit an einem Lehrstuhl für Public Health in Berlin gerade eine Gender

Analyse zum Gesundheitswesen von Margrit Eichler für die deutsche Rezeption aufbereitet worden.

Fazit

Aus unseren Erfahrungen aus der angewandten Frauen- und Genderforschung möchte ich an Sie weitergeben, dass es für "angewandte" Forschungsarbeit erfahrener Fachfrauen bedarf, die auf der Grundlage eines abgesicherten theoretischen Wissens die Praxis, d.h. die Handlungsfelder und ihre jeweiligen Handlungsebenen kennen und die die Fragestellungen für die jeweiligen Praxisfelder auch operationalisieren können.

Zu ihrem Repertoire gehört auch die Kenntnis bestimmter Textsorten, z.B. das Schreiben von Projektskizzen, Anträgen, Exposés, Sachstandsdarstellungen, Zwischen- und Schlussberichten. Sie können auch Projekte kalkulieren, insbesondere hinsichtlich des zeitlichen und finanziellen Aufwandes.

Die "angewandte" Forschungsarbeit speziell in der Frauen- und Genderforschung ist anspruchsvoll und hat ihre eigene Qualität, u.a. weil sie hochgradig ergebnisorientiert ist und intellektuelle Kreativität geradezu herausfordert, um Lösungsansätze und Verfahrensgestaltungen zur Veränderung und Verbesserung von Praxisfeldern entwickeln zu können. Dazu gehört auch noch der diskursive Prozess mit allen Beteiligten, für die Datenerhebung, für die Analyse, für den Austausch und die Vermittlung an die AuftraggeberInnen usw. Ein sorgfältig gearbeitetes Projekt wirkt sich aus, in der Praxis, in der Fachpolitik usw., auch das macht "angewandte" Frauen- und Genderforschung so interessant.

Aus dem, was ich gesagt habe, ist vielleicht schon deutlich geworden, dass Universitätsabsolventinnen ohne Kenntnis von Forschungsarbeit als Berufspraxis und ohne Kenntnis von Praxisfeldern, fachpolitischen Strukturen, Kostenträgerschaften, rechtlichen und fachlichen Zuständigkeiten z.B. auf kommunaler wie Landes- und Bundesebene, den wichtigsten formellen und informellen Zusammenschlüssen in den Praxisfeldern, nicht ohne weiteres in "angewandte" Arbeit eingeführt werden können, selbst mit Anleitung, für die es zusätzlicher Ressourcen bedarf.

In Zusammenhang mit der "Marktnische" unseres kleinen Forschungsträgers, der deutschen Drittmittellandschaft generell und in Kenntnis des Bedarfs vieler Praxisfelder an innovativer Fachkompetenz aus der Frauen- und Genderforschung haben wir bei der GSF e.V. in letzter Zeit diskutiert, dass es hier auch um eine Ausbildungsaufgabe geht, von der wir den Eindruck haben, dass diese noch nicht gesehen wird. Eine Ausbildung in "theoretischer" Frauen- und Genderforschung genügt nicht. Schon im Studium sollten Praxisfelder und ihre Arbeitsweise kennen gelernt und in ihren Inhalten und Strukturen theoretisch reflektiert werden können. Entsprechend wären curriculare Festlegungen vorzunehmen. Auch die von mir genannten Textsorten gehören m.E. zu einer modernen Ausbildung, ebenso wie Recherchen im Bereich der so genannten Grauen Materialien. Mit all dem hätten Absolventinnen eine breitere Palette an beruflichen Möglichkeiten zur Verfügung. Aber auch die Praxisfelder hätten mehr Chancen auf einen inhaltlichen Input, den sie z.T. dringend benötigen, damit sie sich auf einem hohen Niveau frauen- und genderspezifisch weiterentwickeln und damit auch in der gegenwärtigen Modernisierungs-Dynamik erfolgreich bestehen können.

Foren Gender-Perspektiven in Praxis und Politik

Zwei parallele angelegte Foren am zweiten Tag boten den Teilnehmerinnen Gelegenheit, sich - angeregt durch Inputs - mit Fragen der Perspektiven geschlechtergerechter Praxis und Politik zu beschäftigen: ausgehend davon, was bereits umgesetzt wird, vorausblickend, was auf der künftigen Agenda stehen und darüber hinaus, welche Rolle praxisbezogene Gender-Forschung dabei spielen soll und kann.

1. Forum: Praxisforschung und -beratung im Gender Mainstreaming-Prozess der Bundesregierung

Brigitte Sellach, GSF Frankfurt

Moderation: Gerrit Kaschuba, Forschungsinstitut tifs

Im Februar 2001 wurde die Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauenforschung e.V. in Frankfurt am Main mit der wissenschaftlichen Begleitung der "Implementierung von Gender Mainstreaming innerhalb der Bundesregierung" beauftragt. Die Laufzeit der wissenschaftlichen Begleitung war auf 29 Monate angelegt und wurde zu Beginn der 15. Legislaturperiode um weitere sechs Monate verlängert, um dem Stand der Implementierung Rechnung zu tragen und die Ergebnisse der Arbeit in den Pilotprojekten in das "Wissensnetz Gender Mainstreaming" einbeziehen zu können.

Dem Team der wissenschaftlichen Begleitung haben angehört:

- Dr. Brigitte Sellach, Staatssekretärin a.D., GSF e.V. Frankfurt am Main als Projektleiterin,
- Dr. Uta Enders-Drägässer, GSF e.V. Frankfurt am Main,
- Prof. Dr. Susanne Baer, LL.M, Humboldt-Universität zu Berlin,
- Mara Kuhl M.A., GAS, Humboldt-Universität zu Berlin,
- Brigitta Kreß, Dipl. Soz., balancing consult, Frankfurt am Main.

Das Konzept der Implementierung von Gender Mainstreaming innerhalb der Bundesregierung

Im Konzept waren folgende Arbeitsschritte vorgesehen:

1. Fortbildung und Sensibilisierung in den Ressorts:
Informationsveranstaltungen für alle Führungskräfte und spezielle Informationsveranstaltungen auf der Fachebene und Begleitung für die Verantwortlichen der Pilotprojekte in den Ressorts; die Organisation und Durchführung von Fortbildungsmaßnahmen lag in der Verantwortlichkeit der Ressorts, die durch ein spezielles Seminarangebot der Bundesakademie für die öffentliche Verwaltung (BAköV) und das Angebot eines Expert/innenpools für erste einführende Veranstaltungen über das BMFSFJ dabei unterstützt werden sollten.
2. Erprobung von Gender Mainstreaming in Pilotprojekten:
Jedes Ressort sollte mindestens ein Pilotprojekt durchführen. Neben der Erprobung sollten Check- und Prüflisten für die Umsetzung von Gender Mainstreaming für Handlungsroutinen aller fachlichen und administrativen Arbeitsvollzüge entwickelt werden. Die Projektarbeit sollte kontinuierlich dokumentiert und ausgewertet werden.
3. Aufbau von Strukturen und Entwicklung von Instrumenten zur Erprobung und Implementierung von Gender Mainstreaming:
Verständigung über eine systematische Vorgehensweise, u.a. durch geeignete Organisationsstrukturen, für die Durchführung der Pilotprojekte; Optimierung der Datenbasis, jeweils bezogen auf das Pilotprojekt; Entwicklung von Analyseinstrumenten; Bereitstellung von Wissen zur Gleichstellung und zur Organisationsentwicklung durch einen Fortbildungspool,

eine Datenbank von Expertinnen und Experten zur Beratung in Sach- und Organisationsfragen, zur Erstellung von Gutachten oder zur wissenschaftlichen Begleitung der Pilotprojekte; Entwicklung von Evaluationsinstrumenten zur Bewertung der umgesetzten Maßnahmen, u.a. Berichte, Dokumentationen; Aufbau einer Internetseite mit der Darstellung der Implementierungsstrategie der Bundesregierung, grundlegenden Materialien und Veröffentlichungen aus den Ressorts und zur Vermittlung von Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartnern für die Umsetzung in den Ressorts.

4. Wissenschaftliche Begleitung der Implementierung von Gender Mainstreaming:

Die wissenschaftliche Begleitung wurde beim BMFSFJ angesiedelt wurde. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung sind im "Wissensnetz Gender Mainstreaming" gebündelt, das im Internet öffentlich zugänglich ist [Link <http://www.gender-mainstreaming.net>].

Zu allen Aktivitäten sollte regelmäßig in den Sitzungen der interministeriellen Arbeitsgruppe Gender Mainstreaming (IMA–GM) berichtet werden.

Konzept der wissenschaftlichen Begleitung

Für die wissenschaftliche Begleitung wurde ein interdisziplinärer Ansatz mit fachspezifischen Zugängen gewählt, der von einem multiprofessionellen Team von Expertinnen umgesetzt wurde.

Grundlegend für das Konzept der wissenschaftlichen Begleitung in der Trägerschaft der GSF e.V. war zum einen der Anspruch der Bundesregierung an die Implementierung von Gender Mainstreaming. Zum anderen waren die Methoden der wissenschaftlichen Begleitung orientiert am Ansatz der Implementierung von Gender Mainstreaming als einer projektbezogenen Umsetzung in der Verantwortung der Ressorts, mit einer interministeriellen Arbeitsgruppe als ressortübergreifendem Koordinierungsgremium unter Vorsitz des Staatssekretärs des BMFSFJ sowie der Federführung bei der Gleichstellungsabteilung des BMFSFJ.

Die wissenschaftliche Begleitung war weitgehend bezogen auf die Arbeit der IMA-GM als Koordinierungsgremium und auf die Arbeit des federführenden BMFSFJ. Vereinzelt wurden Ressorts bei der Identifizierung von Pilotprojekten und der Entwicklung von Fortbildungsaktivitäten unterstützt. Außerdem hat die wissenschaftliche Begleitung den regelmäßigen Informationsaustausch zwischen den Verantwortlichen für die Pilotprojekte in den Ressorts mit eigens dafür geschaffenen ressortübergreifenden Arbeitsgruppen organisiert.

Die Arbeitsschwerpunkte der wissenschaftlichen Begleitung waren Beratung und wissenschaftliche Begleitung der IMA-GM als Begleitung der "Top-Down-Steuerung". Aufgaben in diesem Schwerpunkt waren u.a.

- Die Unterstützung des federführenden BMFSFJ bei der Vorbereitung der Sitzungen der IMA-GM, z.B. bei der Auswertung der Berichte zum Stand der Pilotprojekte und der Schulungen aus den Ressorts, der Auswahl von "best practice"-Beispielen aus den Ressorts für eine Präsentation in den Sitzungen, der Auswahl thematischer Schwerpunkte oder die zeitliche Planung;
- Beratung bei der Umsetzung der ersten Arbeitsvereinbarung der IMA-GM und der Entwicklung und Abstimmung einer zweiten Arbeitsvereinbarung zu Beginn der 15. Legislaturperiode;
- Unterstützung bei der Gewinnung von Expertinnen und Experten für die ressortspezifische Fachberatung der Projekte;
- wissenschaftliche Begleitung der Abstimmungsprozesse zu den in den Pilotprojekten entwickelten Arbeitshilfen.

Die wissenschaftliche Begleitung hat in den Sitzungen der IMA-GM regelmäßig Bericht erstattet und sich mit fachwissenschaftlichen Beiträgen an den Diskussionen beteiligt:

- bei der projektbezogenen Entwicklung von Gender-Kompetenz mit den Elementen;
- Wissen um Gender Mainstreaming als Strategie und als Methode mit unterschiedlichen Instrumenten und Arbeitshilfen, sowie Sicherheit in deren Anwendung;
- Sensibilität für Diskriminierungen und die Motivation, einen Beitrag zu ihrer Beendigung zu leisten;
- Wissen um Gender-Aspekte im Aufgabengebiet und Kenntnis der Komplexität der Geschlechterverhältnisse in der Gesellschaft.

Aufgaben in diesem Schwerpunkt waren u.a.:

- Beratung des BMFSFJ, der IMA-GM und bei Bedarf einzelner Mitglieder der IMA-GM bei der Entwicklung einer Fortbildungsplanung, auch hinsichtlich der zeitlichen und personellen Ausgestaltung sowie der Gewinnung von entsprechenden Fachpersonen;
- Beratung des BMFSFJ bei der Umsetzung der internen Pilotprojekte, insbesondere bei der Entwicklung von Instrumenten und Arbeitshilfen für das rechtlich gebundene Verwaltungshandeln auf der Grundlage des Gender Mainstreaming;
- Organisation und Moderierung des Erfahrungs- und Wissensaustauschs der Verantwortlichen der Pilotprojekte in themenzentrierten Arbeitsgruppen;
- Entwicklung und Aufbau von "Wissensnetz Gender Mainstreaming" als Grundlage für die Vermittlung von geschlechterbezogenem Fachwissen, von rechtlichen Vorgaben, praktischen Erfahrungen und Erkenntnissen sowie Instrumenten und Arbeitshilfen.

Weiter wurde die wissenschaftliche Begleitung quer zu den beiden Arbeitsschwerpunkten "Top-Down-Steuerung" und "Gender-Kompetenz" in aufgabenbezogenen Arbeitsfeldern tätig:

- Recherche zu wissenschaftlichen Grundsatzfragen, zur Erfassung rechtlicher Rahmenbedingungen und Spielräume, zu Datengewinnung, zum Wissensbedarf und für die Prozessplanungen. Dazu gehörte auch die Befragung der Mitglieder der IMA-GM und der Projektverantwortlichen in den Ressorts zum Wissensstand in Bezug auf Gender Mainstreaming als Strategie und als fachpolitische Aufgabe und zum Stand der Gender-Kompetenz in den Ressorts;
- Information zur Aufbereitung von Wissen zu Gender-Aspekten, das bei der Wahrnehmung der verschiedenen Aufgaben benötigt wurde, mit einem Schwerpunkt bei den Instrumenten und Arbeitshilfen aus dem internationalen Raum;
- Unterstützung der Implementierung von Projekten bzw. projektbezogenen Aktivitäten, insbesondere im Bereich der Fortbildung im BMFSFJ;
- organisatorische Umsetzung von Gender Mainstreaming, u.a. bei der Einrichtung des Referates Gender Mainstreaming im BMFSFJ;
- Mitwirkung an Konferenzen;
- Arbeitsweisen, Verfahren und Organisationsstrukturen zur Entwicklung von Instrumenten, Materialien, Projekten, optimierten Regelungen;
- Beratung und Unterstützung bei aktuellen Fragestellungen und Problemen.

Die Methoden der wissenschaftlichen Begleitung wurden in Abstimmung mit dem BMFSFJ und der IMA-GM eingesetzt. Dazu gehörten:

- wissenschaftliche Beratung und bei Bedarf Coaching;
- Analyse der Rechtsgrundlagen des Gender Mainstreaming; Analyse der rechtlichen Bedingungen von Verfahren und Organisation effektiven geschlechterbezogenen gleichstellungsorientierten Verwaltungshandelns;
- Gespräche mit Expertinnen und Experten;
- internationale Recherche und Auswertung von Erfahrungen in der Implementierung des Gender Mainstreaming, Aufbereitung der Materialien für die Nutzung durch das BMFSFJ und die IMA-GM;
- Entwickeln und Einsetzen von Instrumenten, Strategie- und Maßnahmenkataloge; Handlungshilfen für die Implementierung von Gender Mainstreaming; Handlungshilfen für die Entwicklung von geschlechterbezogenem Fachwissen und Gender-Kompetenz.

Die Evaluierung der Aktivitäten der IMA-GM, innerhalb der Pilotprojekte und des BMFSFJ war praxisbezogen, d.h. die Ergebnisse wurden zeitnah im Prozess vermittelt und konnten so in die weitere Planung einbezogen werden. Die Erfahrungen und Erkenntnisse aus dem Prozess der Implementierung sind zu einem praxisnahen und anwendungsorientierten Wissenspool im "Wissensnetz Gender Mainstreaming" der wissenschaftlichen Begleitung aufgearbeitet worden [Link <http://www.gender-mainstreaming.net>]. Die Aktivitäten der Bundesregierung im Zeitraum

von Anfang 2001 bis Ende 2003 wurden in einem gesonderten Bericht dokumentiert.

2. Forum „Praxisentwicklungen und –forschung“

Ulrike Sammet, LAG Mädchenpolitik Baden-Württemberg

Moderation: Maria Bitzan, Forschungsinstitut tifs

Zur Kooperation von Praxis und Forschung

In diesem Forum ging es um Fragen der gelingenden Kooperation von Forschung und Praxis im Hinblick auf eine geschlechterbezogene Jugendhilfepolitik und die Interessen von Mädchen.

Im Speziellen wurde die Frage bearbeitet, worauf sich Forschung einlassen muss, wenn sie mit der Praxis kooperiert: Welche Erwartungen der Praxis an die Forschung sind vorzufinden, welche davon sind berechtigt, welche Formen (Arbeitsformen, Umgangsformen, Abklärungen) sind nützlich und produktiv, wo liegen Gefahren? Ausgangspunkt der Fragestellung waren bei beiden Seiten geschlechterpolitische Ambitionen: das Ziel politischer Veränderungen. D.h. Forschung und Praxis fühlen sich der politischen Zielsetzung verpflichtet. Auf dieser Basis lassen sich die folgenden Kooperationsüberlegungen verstehen und präzisieren.

Gedacht ist bei diesen Ausführungen durchaus an die verschiedenen Ebenen, auf denen Forschung (und Praxis!) stattfinden:

- Konkrete Praxisprojekte (z.B. Mädchenarbeit, Jugendhäuser, Frauenhaus oder Beratungsstellen);
- Landkreis: Planungsebene, Arbeitskreise, Zusammenschlüsse;
- Landesebene: Landesarbeitsgemeinschaften, LJR, Landesjugendbericht;
- Bund: Übergreifende Projekte wie etwa der Kinder- und Jugendplan oder Gleichstellungstudie des tifs, die die Arbeit der Gleichstellungsbeauftragten mit Mädchen bundesweit erfasst.

Ein Input von Ulrike Sammet, der Geschäftsführerin der Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenpolitik Baden-Württemberg, stellte kompakt eine Wunschliste der Praxis an sie begleitende Forschung zusammen. Diese Liste wurde diskutiert und ergänzt um Anforderungen der Forscherinnenseite an einen gemeinsamen Erkenntnisprozess. Einige spannende Aspekte der Diskussion werden im folgenden dargestellt.

Praxisforschung erfordert ein gegenseitiges akzeptierendes und anerkennendes Verhältnis. Voraussetzung ist ein gemeinsames Interesse im Hinblick auf die allgemeine Verbesserung der Lebenssituation von Mädchen und der Verankerung von geschlechterbezogenen Ansätzen in der örtlichen Jugendhilfepraxis. Hierfür sind Vernetzungsformen notwendig, die jenseits offizieller Forschungsaufträge einen gemeinsamen Austausch im Hinblick auf das politische Interesse ermöglichen.

Wichtig ist es, dass die Stimme der Praxis „gehört“ wird. Dazu müssen Forscherinnen entsprechend offen und sensibel sein, und Praktikerinnen ihre Fragen und Bedarfe entsprechend artikuliert äußern und als Forschungsinteresse an die Forschungseinrichtungen herantragen.

Forschung kann unter diesen Bedingungen:

- Antworten auf Fragen geben, die im Arbeitsalltag der Praktikerinnen auftauchen, d.h. z.B. Orientierung geben zu zeitgemäßen fachlichen Ansätzen, Konflikte klären, Impulse für die Praxis bieten,
- Antworten auf die Wirksamkeit pädagogischer Arbeit geben durch Evaluationsverfahren,
- Argumentationshilfe geben, z.B. für die politische Durchsetzung der Mädchenarbeit, indem sie theoretische Diskurse „übersetzt“ (z.B. Dekonstruktion), Konfliktzusammenhänge thematisiert und Interessen von Mädchen und von Praktikerinnen getrennt in unterschiedlichen Verfahren erhebt, auswertet und zur Diskussion bringt.

Zu beachten sind dabei die unterschiedlichen Zeitrhythmen von Praxis (kurzatmig, schnell reagierend) und Forschung (Entwicklungsprozess, Erhebungsphasen, Auswertungsphasen), die Frage nach den Orten für Kooperation, die relativ frei sind von von außen gesetzten Belastungen und damit auch die Rahmenbedingungen von Forschung und Praxis (Finanzierungsmodi, Arbeitszeiten etc.).

Kooperation bedeutet also Zusammenarbeit und nicht Identifikation. Insbesondere in den Fragen, was miteinander abgestimmt werden kann, und wie Theorie und Praxis zusammenpassen, sind Erfahrungen in der Geschlechterforschung gemacht worden, an die hier erinnert wird:

Ein *kooperatives Forschungsverständnis* geht nicht von einer Hierarchie zwischen den Praktikerinnen und den Forscherinnen aus, sondern von einer gemeinsamen Erkenntnissuche auf unterschiedlichen Wegen. Wir sprechen auch von einem gleichberechtigten Verhältnis in Eigenständigkeit. Die Akteurinnen selbst sind oftmals Grenzgängerinnen: Praktikerinnen werden zu Forscherinnen, Forscherinnen lassen sich auf Mühen der Praxis ein, und im Zusammenspiel entsteht neues Wissen. So hat sich in der Geschlechterforschung ein Verständnis durchgesetzt, das die Gleichberechtigung zwischen Praxis und Forschung in den Vordergrund rückt. Moser (1995) spricht von einer doppelten Transferleistung, die auf die Erweiterung und Präzisierung sowohl des praktischen Handlungswissens wie des disziplinären Theoriebestands zielt. In der Frauenforschung hat sich das Verständnis durchgesetzt, dass Erkenntnis in der Interaktion und durch den Wechselprozess zwischen Forschung und Praxis entsteht. Nicht die Forschung belehrt einseitig die Praxis, nicht die Praxis beliefert die Forschenden einseitig mit ihren Wissensbeständen, sondern gemeinsame Verständigungen über die nötigen Datenerhebungen (ggf. auch gemeinsame Erhebungen) und Reflexionen, also Interpretationen, emotionale Verarbeitungsweisen sowie Bearbeitungen im Prozess erbringen die Ergebnisse (vgl. Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. 1998). Kooperation bezieht sich also auf Fragestellungen und Verständigung über die Verfahren und ist nicht damit zu verwechseln, dass alle alles machen. Denn die Handlungslogiken und die Bezugssysteme sind zwar in Bezug auf die politischen Ambitionen und die Konfliktfelder in der Gesellschaft gleich, in Bezug auf das Relevanzfeld der konkreten Würdigung und der konkreten Nützlichkeit jeweils unterschiedlich (Theoriesystem, wissenschaftliche community bzw. Praxisinstitutionen funktionieren im Alltag).

Wenn die Grundlage des Forschungsdesigns eine *Theorie vom modernen Geschlechterverhältnis* ist, die besagt, dass wesentliche Seiten der geschlechtshierarchischen Zumutungen verdeckt sind, dann können in den Interaktionen der Betroffenen oder in der durchaus reflektierten sozialpädagogischen Praxis allein noch keine Erklärungen der Umgangsstrategien damit gefunden werden. Wenn z.B. in der Praxis der Mädchenarbeit immer wieder zu hören sei, dass Mädchen sich solche Angebote heutzutage doch gar nicht mehr wünschten, so wäre es sehr kurzschlüssig, hieraus sofort einen anderen Praxisbedarf abzuleiten. Zunächst gilt es zu verstehen und zu „wissen“, dass Mädchen heute in einem Kontext aufwachsen, der geschlechtsbezogene Benachteiligungen als unmodern, als inkompetent, als nicht voll emanzipiert erscheinen lässt. Dann ist zu fragen, welche Strategien Mädchen mit ihren Äußerungen einschlagen und welchen Gewinn sie daraus ziehen. Das gibt einen anderen Forschungsblick frei, als wenn Phänomene direkt aus der Praxis abgebildet würden. Ein theoriegebundener hermeneutischer Prozess ist unerlässlich – auch um den Bedarf in der Praxis zu bestimmen.

Bis hierher beziehen sich die Ergebnisse auf ein Forschungsverständnis, das aufdecken will und an der Überwindung von Geschlechterhierarchien und gesellschaftlichen Hierarchien überhaupt interessiert ist. Dieses Verständnis kann aber gegenseitig keineswegs immer vorausgesetzt werden. So wie eine Gender-Forschung in der Jugendhilfe sehr oft Träger und PraktikerInnen vorfindet, die entweder die Geschlechterfrage für überwunden halten oder sie als nicht relevant in ihrem Kontext brachten, finden auch feministisch orientierte Praktikerinnen Forschungspersonen und -einrichtungen vor, die die Geschlechterforschung nicht auf ihre Fahnen schreiben. Somit entstehen unterschiedliche Bilder von Praxis und von Forschung, über die sich Rechenschaft abzulegen lohnt für einen produktiven Forschungsprozess. Dann ist es möglich zu schauen, inwiefern subversive Prozesse der Verbündung und der Umdeutung offizieller Aufträge möglich

sind, Personen auch in anderen Institutionen in ihrem je eigenen Kampf anzuerkennen und "gemeinsame Sache" zu machen. Als Beispiele für solche Prozesse ließe sich das deutsche Jugendinstitut anführen, in dem durch die Aktivitäten einzelner Forscherinnen mit Praktikerinnen erst allmählich der Geschlechterschwerpunkt in der Weise aufgebaut wurde, wie er dann jahrzehntelang bekannt geworden ist. Auch die Erfahrung in der DDR ist wohl eher so, dass Forschung Wirklichkeit definierte, Erklärungswissen vorgab und dogmatisch vorging, sozusagen die „Marschrichtung“ vorgab, wie es eine Teilnehmerin in der Diskussion ausdrückte. Die Erfahrung war, dass das so nicht funktionieren kann. Daraus wurde geschlossen, dass man sich vor Forschung in acht nehmen müsse. Es entstand also eine skeptische Seite, die die Forschung im Dienste der herrschenden Politik angesiedelt sah. Immer noch sehen manche Praktikerinnen deshalb ihre Aufgabe auch darin, Übersetzungsarbeiten zu leisten und zu verdeutlichen, dass Forschung sich in den Dienst der gleichen Fragen stellen kann wie die Praxis: "eine Übersetzungsleistung, die die Wünsche der Frauen zum Klingen bringt" äußerte eine Teilnehmerin aus den neuen Bundesländern, "in ihnen etwas anspricht, warum es sich lohnen kann, ihre Fragen mit Forschung zusammenzubringen. Das heißt auch, man muss die Frauen in ihren ganz persönlichen schwierigen prekären Arbeitssituationen abholen und versuchen, ihnen eine Brücke zu bauen, sich auch mit einem theoretischen Konstrukt zu beschäftigen. Und ich wünsche mir, dass sich mehr auf den Weg zu solcher Übersetzungsleistung begeben, und die Situation in den neuen Bundesländern auch tatsächlich mehr Gewicht bekommt in der Praxisforschung."

Gute Praxisforschung und gute Praxis ergeben so einen sich gegenseitig bestärkenden Wirkungszusammenhang. Dazu braucht es die Einbettung in Zielsetzungen, die kommuniziert und letztlich auch geteilt werden. Dieses Verständnis von Wirkungszusammenhang ist nicht von vornherein da, es muss erst zum Klingen gebracht werden. Deutlich wurde, dass sich Forscherinnen und Praktikerinnen „erkennen“ können müssen. Sie müssen ihr Anliegen gegenseitig an die jeweils andere Seite herantragen und sich auch öffentlich positionieren. Dies findet – auch wegen finanzpolitischer Markierungen – zu wenig statt.

Ulrike Sammet: Eine Wunschliste aus der Praxis

Was will Praxis von Forschung? Als Impuls für diesen Workshop erlaube ich mir, eine Wunschliste aus der Praxis an die Forschung zu formulieren, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Das Schöne an einer Wunschliste ist, dass man sich nicht darum kümmern muss, ob sie realistisch ist, oder ob das Gegenüber – in diesem Fall die Forschung – sie erfüllen kann oder will. Es ist Aufgabe der anschließenden Diskussion, Voraussetzungen für eine gelingende Kooperation von Forschung und Praxis für eine Verbesserung im Bereich der Gender-Politik zusammen zu tragen.

Wunsch Nr. 1: „Forschung soll Antworten auf Fragen geben, die im konkreten Arbeitsalltag der Praktikerinnen auftauchen.“

Forschungsergebnisse werden von der Praxis dann gewünscht, wenn im Arbeitsalltag Probleme auftauchen, die ratlos stimmen und die im kollegialen Erfahrungsaustausch nicht gelöst werden können.

Ein Beispiel aus der Praxis der Mädchenarbeit: eine offene Einrichtung wird neuerdings von Mädchen aus Flüchtlingsfamilien besucht. Die Mitarbeiterinnen der Einrichtung erfahren von traumatischen Fluchterlebnissen, müssen sich mit aufenthaltsrechtlichen Fragen auseinandersetzen und sind in ihren interkulturellen Kompetenzen gefordert. Die Pädagoginnen sind mit neuen Anforderungen konfrontiert, die zahlreiche Fragen aufwerfen.

In solch einer Situation entsteht der Wunsch der Praxis, in der Theorie – also in den Forschungsergebnissen – Antworten und Informationen zu finden, die den Arbeitsalltag erleichtern und Orientierung geben. Forschung wird als Instanz angesehen, die die Möglichkeit hat, vertiefend nachzufragen und frei von alltagspädagogischen Erfordernissen Erkenntnisse zu gewinnen. Das Interesse der Praxis sind Forschungsergebnisse, die möglichst alltagstauglich verwertbar, verständlich formuliert und konkret umsetzbar sind.

Wunsch Nr. 2: „Forschung soll die Stimme der Praxis hören und den Erfahrungen aus der Praxis

Bedeutung verleihen.“

Forschung bietet die Möglichkeit, das Wissen und die Erfahrungen der Praktikerinnen durch ausgewählte Methoden wie Expertinneninterviews oder sonstige qualitative Befragungen sichtbar zu machen, z.B. bei wissenschaftlichen Begleitungen von Praxisprojekten. Forschungsergebnisse sind ein Ort, wo Alltagswissen und Erfahrungen aus der Praxis bedeutungsvoll gebündelt und festgehalten werden können.

Ein Beispiel: Eine Einrichtung der Mädchenarbeit entwickelt in langjähriger Arbeit integrative Angebote für Mädchen mit und ohne Behinderungen. Wenn die Einrichtung im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit zu diesem Thema angefragt wird und mit ihrem Expertinnenwissen zu Wort kommt, anerkennt das den großen Erfahrungsschatz der Beteiligten und wertet das Alltagswissen der Praktikerinnen auf.

Wunsch Nr. 3: „Die Forschung soll der Praxis Sprache geben.“

Forschungsergebnisse und auch Theorie können einen komplexen Sachverhalt, mit dem Praktikerinnen konfrontiert sind, verständlich machen, in Worte fassen, auf den Punkt bringen und ihn damit verhandelbar machen.

Ein gutes Beispiel ist das Konzept des geschlechtshierarchischen Verdeckungszusammenhangs – ein Begriff, der von Wissenschaftlerinnen aus dem Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung (tifs) e.V. geprägt wurde (vgl. Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V.: Den Wechsel im Blick – Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung, Pfaffenweiler 2000). „Das Konzept beinhaltet, dass die Geschlechterhierarchie nicht nur Benachteiligungen und eingeschränkte Lebensmöglichkeiten produziert, sondern dass dieser Mechanismus gleichzeitig verdeckt wird und für die Beteiligten nicht erkennbar ist. Im Hinblick auf das Aufwachsen von Mädchen heißt das, dass Mädchen zwar geschlechterspezifischen Benachteiligungen ausgesetzt sind, dass diese aber nicht als Strukturkonflikte thematisiert werden, sondern als individuelle Wahl und Entscheidung der Mädchen ausgelegt werden. Der Begriff des Verdeckungszusammenhangs bringt eine gesellschaftliche Realität von Mädchen auf den Punkt, die ohne solch einen Begriff schwer vermittelbar ist.“

Wunsch Nr. 4: „Forschung soll Impulse für die Praxis der Geschlechterpolitik bieten.“

Bei Vernetzungstreffen der Mädchenarbeit wird immer wieder der Wunsch formuliert, zeitgemäße Diskurse der Geschlechtertheorie zu behandeln („Was wird aktuell diskutiert?“) und im Hinblick auf die eigene pädagogische Arbeit zu reflektieren („Was heißt das für meine Praxis mit den Mädchen? Wie kann ich die aktuellen Diskurse umsetzen?“). Die Praxis wünscht sich von der Theorie verwertbare Impulse für die eigene geschlechterpolitische bzw. pädagogische Arbeit. D.h. durch Forschung könnten theoretische Ansätze/Hypothesen operationalisiert und deren Praxisbezug herausgearbeitet werden, um daraus Impulse für die weitere Praxis zu gewinnen.

Wenn die Impulse in der Praxis fruchten sollen, ist es jedoch wichtig, die Rahmenbedingungen der Praxis (z.B. politische Interessen, Ressourcen, Bedingungen des Arbeitsalltags) im Blick zu haben. Ein Beispiel dazu: Die Bedeutung der Schriften von Judith Butler für aktuelle Geschlechtertheorien ist unbestritten. Es ist aber schwer vorstellbar, dass eine Sozialarbeiterin, die z.B. in einem Jugendhaus arbeitet, diese Veröffentlichungen im Rahmen ihres Arbeitsauftrags für die Mädchenarbeit an ihrem Arbeitsplatz lesen kann. Demgegenüber wäre eine prägnante Darstellung der Ansätze von Judith Butler, eine wissenschaftliche Einordnung ihrer Theorien in den Geschlechterdiskurs und ein Bezug auf Handlungsmöglichkeiten für sie als Praktikerin durchaus von Interesse.

Dass Forschung die Praxis als eigenwillige und eigenständige Theorieinterpretation auch empfindlich verunsichern kann, wenn die Rahmenbedingungen der Praxis nicht angemessen berücksichtigt werden, zeigt das Beispiel von Dorit Meyer und Gerlinde Seidenspinner, die im Jahr 1999 in einem Text einen Paradigmenwechsel in der Mädchenarbeit gefordert haben und in Frage stellten, ob Mädchenarbeit noch zeitgemäß sei (vgl. Dorit Meyer und Gerlinde Seidenspinner: Mädchenarbeit. Plädoyer für einen Paradigmenwechsel. In: Arbeitsgemeinschaft der Jugendhilfe – Einheit der Jugendhilfe. Bonn 1999, S. 58 – 71). Grundlage dieser Veröffentlichung war die Auswertung von Förderanträgen zur Finanzierung von Mädchenprojekten. Der Text führte zu

Aufbruch und Gegendarstellungen, in denen deutlich gemacht wurde, dass der Text Wasser auf den Mühlen derjenigen ist, die die Gleichberechtigung der Geschlechter als zufriedenstellend umgesetzt sehen und Mädchenspezifische Arbeit für nicht mehr notwendig halten. Wenn der Text als konstruktiver Impuls für die Weiterentwicklung der Praxis gedacht war, dann hat er dieses Ziel verfehlt, weil die Mädchenarbeit durch seine Argumentationslinie unter starken Druck und unter Legitimationszwänge geraten ist.

Wenn Forschung Praxis befruchten will, muss sie darauf achten, dass Theorie und Praxis nicht zu weit auseinander klaffen, dass die Theorie der Praxis nicht davon galoppiert und dass der Theorie aus Sicht der Praxis keine Weltfremdheit unterstellt werden kann. Für einen fruchtbaren Dialog ist es wichtig, deutlich zu machen, was mit einem Impuls in Bewegung gesetzt werden soll, welche Ebene angesprochen werden soll.

Die Bedeutung der verschiedenen Handlungsebenen in der Praxis wird anhand der Auseinandersetzung mit den Ansätzen des Dekonstruktivismus beispielhaft deutlich. Eine Praktikerin kann durch dekonstruktivistische Theorien wertvolle Impulse für ihr Denken und ihren Blick auf die Welt und das Geschlechterverhältnis in unserer Gesellschaft erhalten. Demgegenüber stiftet die Argumentation mit dekonstruktivistischen Bezügen auf der politischen Ebene (z.B. in politischen Gremien bei der Verhandlung um konkrete Ressourcen für eine geschlechtsspezifische Angebotsstruktur in der Kinder- und Jugendhilfe) möglicherweise jedoch eher Verwirrung bei der Frage, ob in der heutigen Zeit noch Angebote der Mädchenarbeit finanziert werden sollen. Auch auf der Ebene der Praxis (z.B. im Alltag eines Schülerinnentreffs) bleibt die Theorie des Dekonstruktivismus den Antworten nach ihrer konkreten Umsetzbarkeit und nach ihren Methoden schuldig.

Wunsch Nr. 5: „Forschung soll Antworten auf die Wirksamkeit pädagogischer Arbeit geben.“

Forschung kann einen wichtigen Beitrag für Pädagoginnen leisten, sich selbst bei folgenden Fragen zu vergewissern: Hat das, was ich in meiner Praxis tue, überhaupt einen Effekt? Und wenn ja, welchen?

Positive Beispiele sind wissenschaftliche Begleitungen, die in enger Zusammenarbeit mit den Praktikerinnen entwickelt und durchgeführt werden. Die wissenschaftliche Begleitung von Projekten, die in zwei Mädchentreffs im Rahmen des Förderprogramms „Integration ausländischer Jugendlicher“ des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg durchgeführt wurden, ermöglichte beispielsweise vertiefende Erkenntnisse für die Mitarbeiterinnen über ihr pädagogisches Handeln im Rahmen des Projektes.

Wertvolle Hinweise für die Wirksamkeit pädagogischer Arbeit geben auch langfristig angelegte Forschungsvorhaben wie das Forschungsprojekt JULE „Untersuchung zum Erfolg und den Leistungen teil- und stationärer Erziehungshilfen“ (Universität Tübingen 1995 bis 1999). In der Teilfragestellung nach der Situation von Mädchen in Erzieherischen Hilfen wurden Jugendamtsakten analysiert, ehemals in Erzieherischen Hilfen betreute Mädchen befragt und Expertinneninterviews zur Reflexion der Untersuchungsergebnisse hinsichtlich ihrer Relevanz für die sozialpädagogische Praxis durchgeführt. Die Ergebnisse wurden von Margarete Finkel in ihrer Dissertation und in diversen Fachreferaten und Veröffentlichungen thematisiert und können Mitarbeiterinnen der Erzieherischen Hilfen einen wichtigen Weitblick über das Alltagsgeschäft einer stationären Wohngruppe hinaus vermitteln (vgl. Margarete Finkel: Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen. Weinheim und München 2004).

Wunsch Nr. 6: „Forschung soll Praxis in Aus-, Fort- und Weiterbildung für eine professionelle Praxis qualifizieren.“

Im Bereich der Fort- und Weiterbildung können über Forschungsergebnisse Personen für einen gender-sensiblen Blick erreicht werden, die Mädchen- und Frauenpolitik gegenüber nicht von vornherein aufgeschlossen gegenüber stehen.

Ein wichtiges Beispiel sind Gender Trainings, die zunehmend in Institutionen und Organisationen

im Rahmen eines Gender Mainstreaming Prozesses durchgeführt werden und Fach- und Führungskräfte qualifizieren.

Dieser Wunsch der Praxis richtet sich auch an die Ausbildung und Lehre für den Bereich der Erziehung und der Pädagogik mit dem Ziel, dass sich junge Kolleginnen und Kollegen bereits in ihrer Ausbildung bzw. ihrem Studium mit Geschlechterfragen befasst und ein offenes Ohr für dieses Thema entwickelt haben.

Wunsch Nr. 7: „Forschung soll politische Argumentationshilfe geben.“

Eine enge Verbindung von Theorie und Praxis kann mädchen- und frauenpolitisches Handeln in der politischen Lobbyarbeit untermauern. Dies gilt insbesondere für geschlechtsspezifische Themen, die somit keine „Privatangelegenheit“ einzelner Frauen aus der Praxis bleiben, sondern sich auf einen mittlerweile institutionalisierten und anerkannten Forschungsbereich berufen können. Forschungsergebnisse können in diesem Sinne wertvolle Argumentationshilfen liefern, die deutlich machen, dass Mädchenarbeit kein „Selbstläufer“ ist, sondern in enger Anbindung an aktuelle Diskurse der Sozialwissenschaften steht.

Problematisch dabei ist, dass Ressortpolitik – und damit auch die Kinder- und Jugendpolitik – immer auch von tages- und finanzpolitischen Interessen geleitet ist. Wir alle kennen das Phänomen von tollen Forschungsberichten, die gute Anregungen enthalten, aber in den Schubladen verschwinden, wenn es keine politische Lobby gibt, die sich für die Umsetzung in der Praxis einsetzt.

Fazit

Ich hoffe, dass meine Wunschliste dazu anregt, das Verhältnis von Forschung und Praxis gewinnbringend zu diskutieren. Grundsätzlich denke ich, dass es mehr Orte und Gelegenheiten wie diese Fachtagung geben müsste, um einen Theorie-Praxis-Diskurs zu führen. Für die folgende Diskussion wünsche ich mir, dass wir die gemeinsamen Interessen in Bezug auf die geschlechterpolitischen Ziele unserer Arbeit mit in den Blick nehmen.

Konsequenzen aus Praxis und Politik für die Forschung und Forschungspolitik - Podiumsdiskussion

Teilnehmerinnen:

Susanne Diemer, Politologin, Ministerium für Arbeit und Soziales Baden- Württemberg, Geschäftsführung für Gender Mainstreaming

Annette van Echelpoel, Landesstiftung Baden Württemberg gGmbH

Renate Fischer, Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, zuständig für Grundsatzangelegenheiten und Forschungsförderung

Dagmar Höppel, Geschäftsstelle der Landesarbeitsgemeinschaft der Frauenbeauftragten an wissenschaftlichen Hochschulen in Baden- Württemberg und Mitglied des Fachbeirats „Gender Mainstreaming“ im Sozialministerium

Helga Huber, Forschungsinstitut tifs

Sigrid Metz-Göckel, Universität Dortmund, Vorsitzende der Kommission zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an baden-württembergischen Hochschulen

Freya Strecker, Kunsthistorikerin, freiberuflich, Vorstand im VBWW (Verband baden-württembergischer Wissenschaftlerinnen)

Claudia Wallner, Dipl.-Päd., freiberufliche Praxisforscherin und Fortbildnerin im Bereich Mädchenarbeit und Jugendhilfe

verhindert: Dr. Angela Icken, BMFSFJ

Moderation:

Gerrit Kaschuba und Maria Bitzan, Forschungsinstitut tifs

Mod.: Wir haben dieses Podium zur Forschungspolitik einberufen, um Konsequenzen aus all dem, was wir jetzt zwei Tage diskutiert haben – Konsequenzen aus der Praxis, aber auch aus der Politik – anzusprechen. Wir wollen zusammentragen, welche Anforderungen oder Wünsche sich aus den jeweiligen Zuständigkeitsbereichen der hier Anwesenden ergeben. Wir haben als erstes eine Runde auf dem Podium vorbereitet und als zweites möchten wir dann die Diskussion öffnen, so dass auch Sie, das Publikum, Gelegenheit haben, Fragen zu stellen oder etwas zu den Äußerungen zu sagen.

Die erste Fragestellung hat zwei Teile: den Blick zurück und den Blick auf die aktuelle Situation. In Baden-Württemberg, auf das wir uns beziehen, gibt es seit etwa 5 Jahren einen relativ großen Institutionalisierungsschub in der Frauen- und Geschlechterforschung. Er bezieht sich auf die Universitäten, ist also hochschulintern vorangetrieben worden. Schon im Bereich der Fachhochschulen kommt dieser Investitionsschub nicht mehr an, geschweige denn in anderen Forschungseinrichtungen. Es gab in den Jahren zuvor das Programm des Sozialministeriums zur Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung. Dies war zwar gering ausgestattet, aber ein sehr wichtiger Hebel, um diese Forschung in Baden-Württemberg voran zu bringen. Das gibt es nun nicht mehr. Die Frage an die Teilnehmerinnen hier auf dem Podium ist nun, wie sie diese Entwicklung hin zur universitären Institutionalisierung bewerten – jeweils aus ihren eigenen Positionen heraus. Und die zweite Frage, die ich gleich damit verbinden möchte, ist die, wie Sie aus Ihrer Warte die unterschiedlichen Konjunkturen in der Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung wahrnehmen, bezogen auf die Jetzt-Situation: ist es im Moment eine Situation mit guten Chancen für die Frauen- und Geschlechterforschung oder haben wir gerade starken Gegenwind? Wie nehmen auch die freien Forscherinnen Nachfrage und Auftragslage wahr. Wie stellt sich also insgesamt im Moment die Situation für die Frauen- und Geschlechterforschung dar?

Diemer: Ich habe in der Vorbereitung darüber nachgedacht, wie aus meiner Position, also der des Ministeriums für Arbeit und Soziales, die zwei Fragen einzuschätzen sind und ich muss sagen, dass ich da erst mal ein Fragezeichen hatte und zwar dahingehend, ob dieser Institutionalisierungsprozess sich wirklich so stark auf die universitären Einrichtungen bezieht. Ich habe keine empirischen Belege. Wenn es nach meiner Wahrnehmung geht, hat da vielmehr etwas anderes stattgefunden: eine Pluralisierung und Diversifizierung dieses ganzen Gebietes. Anders

ausgedrückt: Ich sehe, dass mittlerweile eine Vielzahl an Forschungsinstituten wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, als das Thema auf die politische Agenda und auch auf die forschungspolitische Agenda kam. Die Frage ist also eher, wo in diesen Instituten und in diesen Institutionalisierungsprozessen, die parallel zu den Hochschulen verlaufen, Frauenforschung verankert ist bzw. wie sie qualitativ verankert ist, quantitativ und so weiter.

Auch auf Landesebene werden sehr viele Gelder in diesem Bereich durch die Landesstiftung bewegt, und als Träger oder als Adressat tauchen außerordentlich viele Vereine, eben auch außeruniversitäre Einrichtungen auf. Da ist die doch Frage, wo hat da Frauenforschung einen Platz bzw. wo hat da Geschlechterforschung einen Platz?

Also insofern war ich mir über die Fragestellung nicht so ganz sicher und ich würde eher die Hypothese wagen, dass da ein starker Differenzierungsprozess stattgefunden hat mit starker Pluralisierung, die ich jetzt aber nicht bewerten will. Genau so mit den Konjunkturen: Ich sehe nicht einfach ein „auf und ab“, eher Veränderung. Also ich kam z.B. auch von der Frauenförderung her, die einen gesicherten Definitionsrahmen hatte, gesicherte Orte, in denen wir uns bewegt haben, da ist gender-mäßig ziemlich viel durcheinander geraten, aber auch da eher uneindeutig, nicht einfach positiv oder negativ.

In der Kürze der Zeit möchte ich gerne noch auf die Frage nach der aktuellen Situation eingehen, auch da eher Richtung Pluralisierung. Das heißt, es werden neue Öffentlichkeiten geschaffen, in denen sich Frauenforschung verankern kann bzw. könnte, und die Frage ist für mich eher, wie kriegen wir die Fragestellung, die wir haben wollen, da qualifiziert hinein.

Also deswegen habe ich zu diesen beiden Fragen die Bitte, sich zu öffnen, den Blick darauf zu richten, was da in anderen Landschaften stattgefunden hat. Das Programm zur Frauenforschung im anwendungsbezogenen Teil wurde in der Tat zurückgefahren auf Null, es ging von 1989 bis 2003, das ist bedauerlich, ich versuche das jetzt auch nicht mit Blick auf die Haushaltslage oder wie auch immer zu beschönigen. Sie alle wissen, wie es da aussieht, das ist natürlich ein harter Verlust. Das wird auf der Fachebene auch so wahrgenommen. Das sind politische Entscheidungen, mit denen wir in der Verwaltung auch zu leben haben und dann gucken müssen, wie kriegen wir es vielleicht mit anderen Wegen hin, was wir von der Forschungsstrategie her wollen.

van Echelpoel: Bei der Landesstiftung kann ich jetzt zum langjährigen Verlauf noch nichts sagen, wir sind jetzt im fünften Jahr unserer operativen Tätigkeit. Von daher haben wir noch nicht so viel Erfahrung. Wir arbeiten mit dem tifs zusammen bei unserem Projekt „Jugend im Wertfall“, da geht es um Wertekommunikation in der außerschulischen Jugendbildung, und unser großes Projekt „Jugend und Verantwortung für die Mediennutzung“ wird auch vom tifs begleitet. Da sind wir quasi überfallen worden, wir haben 129 laufende Projekte, die jetzt abgeschlossen werden. Wir gehen jetzt in eine neue Runde mit 180 Projekten???. Wir haben die Evaluation im sozialen Bereich unserer Projekte, evaluieren also grundsätzlich immer unsere eigenen Projekte und richten uns damit sowohl an Institute wie auch an Universitäten, das spielt für uns keine Rolle. Es geht um die fachliche Kompetenz, und wir sind auch sehr dankbar, dass die Evaluation stattfindet, dass wir das Geld haben in unseren Budgets, unsere Projekte begleiten zu lassen. Wir versuchen auch, das war jetzt Thema in unserem Workshop, in die Diskussion zu kommen mit den Forscherinnen, ihnen Fragen zu stellen etc. Das nehme ich jetzt für mich mit aus diesem Forum, dass wir genauer fragen müssen oder hinterfragen müssen, auch während der Laufzeit der Projekte; und da eine enge und gute Zusammenarbeit finden müssen. Zur Wahrnehmung der Forschung kann ich aus meinem Bereich noch nicht so viel dazu sagen.

Mod.: Ich würde gern die Frage von Frau Diemer aufgreifen, welchen Stellenwert die Kategorie „Geschlecht“ oder die Berücksichtigung des Geschlechts hat bei den Programmen, also bei der Durchführung und auch bei der Evaluation.

van Echelpoel: Wir setzen Gender Mainstreaming grundsätzlich ein. Also in den Jugendprojekten, die sind mein Bereich, da ist das Thema immer drin und im sozialen Bereich genauso. Da geht es mal um Jungenprojekte, es geht aber auch um Mädchenprojekte, um Frauenprojekte je nach Ausrichtung des Projektes. Wir machen sehr vielfältige Projekte im Bereich Forschung, Bildung und anderen Bereichen. Da sind Frauenthemen immer auch ganz, ganz wichtig und unser

Herzansliegen, also wir haben es eigentlich immer drin genauso wie das bürgerschaftliche Engagement. Also wir verstehen das als Selbstverständlichkeit der Landesstiftung, dieses Thema mit zu führen, denn ich denke, es muss auch irgendwann mal eine Selbstverständlichkeit werden, dass die geschlechterspezifischen Themen einfach da sind. Das versuchen wir umzusetzen. Ich hoffe, dass wir da einen guten Weg gehen.

Höppel: Ich komme von der Universität bzw. vertrete als Geschäftsstelle die Unis, die PHs und die Musik- und Kunsthochschulen und ich möchte die behauptete Zentrierung dieses Programms zur Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung auf die Universitäten ein Stück weit zurück weisen. Es gibt z.B. auch ein hochschulartenübergreifendes Projekt, von dem auch Vertreterinnen hier sind. Dieses Institutionalisierungsprojekt hat sich in der Umsetzung an den Universitäten auch als relativ schwierig erwiesen, weil sich gezeigt hat, dass die Professuren zum Teil doch recht schwer zu besetzen waren, und dass es auch auf sehr große Widerstände gestoßen ist. Das ist ja so gedacht, dass eine Unterstützung, eine Anschubfinanzierung, aus dem Ministerium erfolgt, und dann die Universitäten das in ihren Regelaufgabenbereich, d.h. in ihr normales Angebot übernehmen sollten. Und da ist unser Eindruck, dass die Rektoren nicht sehr aufgeschlossen sind und das Thema eher blockieren und sagen, sie hätten ganz andere Probleme. Deswegen ist es auch noch relativ isoliert und die fünf Professuren, die eingerichtet wurden im Rahmen des Programms, reichen aus unserer Sicht bei weitem nicht aus, um Frauen- und Geschlechterforschung oder um Gender Mainstreaming-Ansätze zu implementieren.

Was wir auf der anderen Seite haben, sind viele junge Wissenschaftlerinnen und zunehmend auch Wissenschaftler, die interessiert sind an diesen Themen. Wissenschaftler vor allem auch, weil sie jetzt befürchten, dass bei einer Professurausschreibung eine Teildenomination verlangt wird. Damit sie diese dann auch irgendwie bedienen können, also nachweisen können, eben auch schon so ein oder zwei Projekte gemacht zu haben. Aber für Studentinnen oder für Doktorandinnen, die was machen wollen, gibt es oft keine finanzielle Unterstützung. Also wir bedauern den Wegfall des bisherigen Programms, bei dem tatsächlich für kleinere Projekte Mittel beantragt werden konnten, das eine Mischung war zwischen dem Wissenschaftsministerium und dem Sozialministerium, und mit dem eher praxisbezogene kleinere Projekte durchgeführt werden konnten. Dafür gibt es eigentlich gar nichts mehr. In Baden-Württemberg haben wir bundesweit immer noch die Schlusslichtposition. Im Vergleich zu Nordrhein-Westfalen beispielsweise, wo wirklich ganz massiv auf Frauen- und Geschlechterprofessuren gesetzt wurde, sind diese bei uns sämtlich noch an einer Hand abzuzählen. Ich habe von Frau Fischer vom Wissenschaftsministerium erfahren, dass z.B. eine Teildenomination, die vorgesehen war, auch schon wieder zurückgenommen wurde. Also es ist eben bei den Rektoren, bei den Verantwortlichen in den Hochschulen, trotz des Kabinettsbeschluss zum Gender Mainstreaming, trotz Umsetzung im Landeshochschulgesetz, wo es auch verankert ist, noch nicht angekommen.

Metz-Göckel: Ich spreche hauptsächlich für die Hochschul-Frauen- und Geschlechterforschung und in der Tat, wenn man das, außer Berlin, mit den anderen Bundesländern vergleicht, steht Nordrhein-Westfalen nicht schlecht da. Aber auch gerade die Erfahrung mit den beiden Gender Mainstreaming-Projekten haben mir gezeigt: wenn es nicht in den Hochschulen oder vor Ort aktive Frauengruppen gibt, dann geht es mit der Geschlechterfrage nicht weiter. Es ist wie eine Predigt, was ich sage, aber es basiert auf einer tatsächlichen Erfahrung und auf einer wissenschaftlichen Analyse. Aus der Perspektive derjenigen, die zu entscheiden haben, sind die Verhältnisse eben in Ordnung, so wie sie sind. Sie haben keinen Druck, gar kein Problembewusstsein, die können gar nicht draufkommen. Das ist so der Widerspruch mit diesem Gender Mainstreaming, wenn sie das jetzt aufgetragen bekommen. Also ich sage mal, Nordrhein-Westfalen wäre ohne die Aktivitäten eines bestimmten Arbeitskreises und der Koalition, die wir damals eingegangen sind und einer über zehn Jahre im Amt sich befindenden Ministerin, die dafür aufgeschlossen war, nicht so weit gekommen. Wir hatten regelmäßig Gespräche mit ihr und der Verwaltung, diverse Vorbereitungen, Forderungen, haben die Forderungen überprüft usw. Wir waren eine richtige – Anne Schlüter hat es so genannt – „Frauenlobby“ in der Wissenschaft. Also wir waren wirklich ständig zu Gange. Wir haben nicht gewartet, dass uns etwas gegeben wird, sondern es gab eine ständige Kommunikation. Und die Kommunikation ist wirklich, systemtheoretisch gedacht, das zentrale Element, damit sich etwas bewegt. Und es müssen Forderungen kommen, es muss Druck

gemacht werden, das läuft nicht von alleine.

Ich finde aber, dass gerade jetzt bei dem Versuch, auch an meiner Hochschule Gender Mainstreaming zu implementieren die ingenieurwissenschaftlichen Fachbereiche sehr aufgeschlossen sind, weil sie einen Rückgang in den Studierendenzahlen generell haben und inzwischen erkennen – und nicht nur die ingenieurwissenschaftlichen Fächer –, dass die Frauen eigentlich noch eine wirklich latente Ressource sind. Das muss man in der Interpretation nicht teilen, aber strategisch ist es wichtig. Die Dekane sagen – ja, so persönlich wird es dann –, „die besten des Mathematik-Leistungskurses meines Sohnes, der jetzt Abitur gemacht hat, sind zwei Mädchen. Wie kommen wir an die guten Mädchen ran, die schon Mathematik können, aber nicht unsere Fächer wählen?“ Und dann sagen wir: „Sie müssen mehr ändern als nur ein paar Werbestrategien. Sie müssen das Berufsbild, die Eingangskultur, die Lehrveranstaltungen ändern, Sie müssen das insgesamt als Veränderung der Fachkultur sehen.“ Wenn es dann aber konkret um Maßnahmen geht, dann sagen sie: „Sagen Sie uns doch, wie wir es machen sollen.“ Auch die Rektoren sagen das. Und wenn man dann genauer schaut, was wir eigentlich dazu wissen, stellen wir fest, wir wissen ganz wenig, uns fehlt ganz viel Gender-Wissen. Und das Gender-Wissen, das können wir nicht nur an der Hochschule produzieren, dazu brauchen wir wirklich ein viel näher an unterschiedlichen Praxisfeldern entstehendes Wissen, das mit dem wissenschaftlichen Wissen kommuniziert wird.

Ich stelle mir eigentlich vor, um das jetzt abzuschließen, dass wir die Vernetzungen nochmals neu organisieren müssen und dass wir Programme brauchen, die die Praxisforschung mit der Hochschulforschung nochmals verbindet. Denn es gibt zwei Probleme: die akademische Frauen- und Geschlechterforschung hatte das Problem, überhaupt als wissenschaftlich anerkannt zu werden, das Qualitätsproblem, das misst sich an den strengen Kriterien der Wissenschaft. Das führte zu dieser Akademisierung. Die Praxisforschung hat zum Teil auch das Problem mit der Wissenschaftlichkeit. Deshalb müssen wir das kommunizieren, damit auch die Ministerien oder die Geldgeber den Eindruck haben, wenn sie diese Forschung finanzieren, ist es eine qualitativ gute Forschung, die nötig ist, damit wir den Prozess der Aufklärung der Geschlechterdifferenzen und des Geschlechterbias hinbekommen. Ich finde, die Geschlechterforschung ist notwendiger denn je.

Strecker: Ich gehe jetzt genau anders vor, ich rede jetzt nicht davon, was sein sollte, sondern ich rede jetzt von dem, was aus meiner Sicht ist. Und bei der Schwierigkeit, diese Frage zu beantworten, merke ich, dass das keine persönliche Schwierigkeit ist, sondern eine, die strukturell vorgegeben ist. U.a. dadurch, dass das Fach Geschichte und Kunstgeschichte, von dem ich ja komme, in sehr unterschiedliche Handlungsfelder und institutionelle Bereiche führt, und ich deshalb, je nachdem in welcher Rolle ich jetzt rede, einen anderen Blickwinkel habe.

Ich fange an mit dem Freiberufler oder der Freiberuflerin, ich sage das jetzt geschlechtlich übergreifend sozusagen, wenn ich diese Werte einnehme, dann zeigt meine Erfahrung mit Gender Mainstreaming und Gender-Forschung, dass ich Ihnen widersprechen muss, Frau Diemer, dass die Grenze der Reichweite sozusagen mit der institutionellen Grenze der öffentlichen Institutionen mehr oder weniger zusammenfällt. Dort, wo ich als Freiberuflerin „draußen“ bin, spielt die Gender-Forschung und Gender Mainstreaming gar keine Rolle. Das wird weitgehend gar nicht wahrgenommen. Egal ob ich jetzt von potentiellen Auftraggebern aus der freien Wirtschaft rede oder ob ich rede von Institutionen des Kulturbetriebs, welcher Art auch immer, also Erwachsenenbildung, Volkshochschule, Museen, Infotainment oder sonst etwas, es spielt fast keine Rolle. Das ist jetzt keine empirische Aussage, ich habe da keine Daten, und ich rede von meinem Fach, Kunstgeschichte. Ich rede nicht von sozialwissenschaftlichen Fächern, das ist in dem Zusammenhang ganz wichtig. Aber das ist einfach eine Erfahrung von inzwischen fast 20 Jahren.

Die andere Geschichte ist bei dem Fach Kunstgeschichte, dass die feministische Forschung alter Prägung, die also noch nicht von diesem neuen Gender-Aspekt ausgeht, in Baden-Württemberg, muss ich jetzt leider sagen, mehr oder weniger an den Rand gedrängt wird. Auch personell, was heißt, dass die meisten Kunsthistorikerinnen, die sich da sehr stark überregional und auch europäisch situiert haben, nicht in Baden-Württemberg arbeiten, sondern in anderen Bundesländern oder auch sogar in Österreich. Das hat natürlich jetzt, wenn man so den breiten

Rahmen anschaut, aus meiner Wahrnehmung sehr viel damit zu tun, dass die Kunstgeschichte als Fach sich in einem Verdrängungswettbewerb mit verschiedenen anderen Fächern befindet, z.B. Culture Studies, Kulturmanagement, ja auch BWL.

Mit anderen Worten: Wenn man jetzt die Kollegen und Kolleginnen vor diese Frage stellt, dann würden die mehr oder weniger flapsig sagen: „Leute, wir haben andere Probleme, wir kämpfen hier ums Überleben und Gender ist dann etwas, da kommen wir dann auch noch dazu.“

Mod.: Wie sieht das denn konkret bei den Wissenschaftlerinnen aus?

Strecker: Ja, gut, das ist jetzt die andere Frage. Ich sagte, ich rede nicht von dem, was sein sollte, sondern von dem, was ich wahrnehme. Wenn ich mir die Ausschreibungen in unserem Fach anschau, dann sehe ich diesen Verdrängungswettbewerb, also zum Beispiel spielt Medientheorie und Medienwissenschaft eine Rolle. Da spielt auch eine Rolle, dass inzwischen mehr Ausschreibungen auf Fächer oder Fachbereiche gehen, z.B. elektronische Kunst, wo kein Mensch, der aus der Kunstgeschichte kommt (oder ganz wenige nur), qualifiziert sind, aber wo relativ viele Stellen angeboten werden, aus einem technischen oder zum Teil auch ökonomischen Interesse, die aber von uns, den klassischen Fachmenschen gar nicht bedient werden, egal jetzt, welches Geschlecht. Also mit anderen Worten, in dieser Gesamtsituation beobachte ich so etwas wie ein „Cooling-out“ der Kunsthistoriker und Kunsthistorikerinnen insgesamt, das sogar der elitäre Kunsthistoriker-Verband inzwischen zugegeben hat und zwar in einer geradezu auf eine in einen Hilferuf hinauslaufenden Petition an verschiedene vorgeordnete Stellen, weil natürlich 95 Prozent der festen Stellen in meinem Fachbereich traditionellerweise im Öffentlichen Dienst sind. Und das heißt, die Ebbe der Staatskassen und so weiter trifft sie total. Und das, was dann übrig bleibt, sind die, die versuchen, irgendwie da außen „rumzukrebsen“ und das sind wiederum überproportional Frauen, die sich meistens allerdings nicht, wie ich jetzt, offensiv als Freiberuflerin bezeichnen.

Mod.: Ich stelle jetzt nochmals diese Frage danach, was außerhalb der Universitäten, außerhalb der Hochschulen geschieht: Wie kann da diese Querschnittsperspektive eingeführt und auch als Qualität sichtbar gemacht werden - und dies unter Umständen sogar offensiv vertreten werden?

Strecker: In einem Satz: Wir können von dieser Institutionalisierung der Gender Studies (egal ob sie besteht oder nicht) auf der inhaltlichen Ebene relativ wenig profitieren, weil wir nicht sozialwissenschaftlich arbeiten, sondern historisch und zum Teil formalästhetisch und so weiter, das heißt, da ist man wieder draußen.

Mod.: Das heißt, es geht auch um die Frage, wie Inhalte und Form in diesem Bereich zusammengebracht werden können. Schauen wir doch jetzt in den sozialwissenschaftlichen Bereich, zu Claudia Wallner, da haben wir ja auch eine Perspektive außerhalb der Hochschule.

Wallner: Ich schließe jetzt mal an das, was Sigrid-Metz-Göckel gesagt hat, sozusagen von der anderen Ecke an, nämlich aus der Perspektive von einer, die seit 16 Jahren ganz eng an der Praxis dran ist und landauf- und landab die Sozialarbeiterinnen und inzwischen auch die Jugendhilfe und „dank“ (ob man das jetzt in Anführungszeichen setzt oder nicht) Gender Mainstreaming inzwischen auch Männer und Führungskräfte fortbildet und berät. Da müssen wir mit den unterschiedlichsten Positionen sehr viel Wissen auf die praktische Ebene bringen und gleichzeitig die Erfahrungen, die konkret die Praxis macht, aufnehmen. Es geht darum, mit diesem ganz verschiedenen Wissen umzugehen: Zum einen zu verstehen, dass all diese Ebenen ihre Berechtigung haben, dass das Wissen, das ganz unterschiedlich ist, ja auch ganz unterschiedlich wissenschaftlich bewertet wird. Zum andern aber klar zu machen, dass das für das Ziel, das wir haben, alles eine gleiche Wertigkeit hat. Und das heißt, wir müssen selber erst mal Verständigung suchen, also solche Räume, wie dieser hier, das ist ein absolutes Glück, finde ich. Ich habe soviel verstanden, und alleine dadurch, dass wir uns mal alle treffen konnten und miteinander, die wir irgendwie unsere Namen aus der Literatur kennen, auch mal ins Gespräch kommen und überhaupt mal sehen, wer wo was macht, gelingt es doch, Barrieren abzubauen. Das ist sozusagen die Aufgabe: daran zu arbeiten, die Scharnierfunktionen zu installieren und uns miteinander zu verständigen, nicht nur hier und da und sozusagen zufällig mal, sondern indem wir tatsächlich Netzwerke aufbauen, in denen von der Forschung über die Praxisforschung über die freie Forschung alles vertreten ist. Auch über solche Institutionen wie die

Landesarbeitsgemeinschaften der Mädchenarbeit oder die Bundesarbeitsgemeinschaft denke ich mir, wo ja auch ein Wissen vorhanden ist, was sozusagen wenig Anerkennung als Wissen hat, aber eine ganz hohe Dichte von Erfahrungswissen beinhaltet, indem es aus der Praxis heraus bündelt. Dies alles kann und muss miteinander verbunden werden und ich sehe, dass das Ganze eine Kette ist. Und wenn man anfängt, zwischendurch einzelne Glieder rauszunehmen, dann zerbricht das, was eh nur sehr zart und rudimentär an Transfermöglichkeiten da ist. Also wenn man in der Politik, – ich weiß ja nicht, wie das in Baden-Württemberg ist –, aber wenn man eine Politik in die Richtung steuert, dass die freien Forscherinnen rausfallen, dann unterbricht man diese Kette. Wenn man sozusagen den Forscherinnen in der Freiberuflichkeit, die ganz nah an der Praxis sind, das Wasser abgräbt. Und was sich in der Mädchenarbeit im Moment ja sehr stark zeigt, ist eine extreme Zunahme der Bereiche, in die sie sich einbringen muss. Über die Pluralisierung von Lebenslagen und die vielfältigen, bei gleichzeitigen Kürzungen immer mehr werdenden Fachdiskussionen und Fachanforderungen in der Jugendhilfe, wo es jetzt auch noch um Schule geht, um Ganztagschule, um Bildung in der Kita. Also es gibt so viele Ebenen inzwischen, in die wir die Geschlechterfrage implementieren müssen. Dafür braucht die Praxis, dass die Forschung ihr auch zufüttert und sie braucht es auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Wir brauchen Grundlagenforschung, auf die wir uns berufen können, sozusagen mit dem Duktus, das ist wissenschaftlich erforscht, darauf können wir bauen. Wir brauchen aber auch zeitnah und raumnah Forschung, die das, was in der Praxis passiert und gesehen wird, reflektiert und auf eine konzeptionelle Ebene hebt, mit der man dann wieder argumentieren kann, die hinausgeht über „bei uns im Projekt ist es aber so“. Also wir brauchen alle diese Ebenen. Wir müssen sozusagen selber damit anfangen, dass wir uns auf den einzelnen Ebenen miteinander ins Benehmen setzen. Wir werden auch über Hierarchien, – der Begriff „Tabu“ ist dieser Tage gefallen –, wir werden auch über Tabus unter uns Forscherinnen und Praktikerinnen reden müssen. Also was haben wir selber für Bilder von Wertigkeiten, was ist für uns die richtige und die wahre Wissenschaft und was werten wir eher ab? Also da glaube ich, müssen wir einsteigen und dann brauchen wir Strukturen der Verknüpfung – Verknüpfungsstellen. Ich kann mir aus der Wissenschaft das Wissen holen, ich kann das aufarbeiten und in die Praxis reintragen, sozusagen übersetzen für die Praxis. Ich habe auch wieder Übersetzungen aus der Praxis, was eigentlich wieder wissenschaftlich bearbeitet werden müsste, aber da habe ich kaum Zugänge. Also in die eine Richtung geht es einfacher auch über die LAGs zum Beispiel, da gibt es schon die eine oder andere Struktur oder eben auch die freien Forscherinnen oder die freien Institute, rückwärts ist es sehr viel schwieriger. Das hinzukriegen, finde ich, ist so eine Arbeit, die wir in der nächsten Zeit bewältigen sollten, auch und insbesondere unter diesem Duktus von Gender Mainstreaming, weil es da eben auch einen ganz hohen Übersetzungsbedarf gibt.

Mod.: Ja, vielen Dank für dieses wunderbare Bild. Frau Fischer, Sie sitzen an einer anderen Stelle von dieser Kette, die gerade erwähnt wurde, nämlich im Wissenschaftsministerium. Wenn Sie Ihre Sichtweise dazu beitragen können, dann bekommen wir ganz gut die Enden vielleicht zusammen.

Fischer: Also ich bin meiner Vorrednerin sehr dankbar, denn es kam ein klares Plädoyer, dass man die Grundlagenforschung auch braucht. Und da möchte ich noch kurz etwas zur Rationalität unseres Programms sagen und Ihnen vom TIFS auch nochmals widersprechen. Wir hatten ja, das ist schon häufiger angeklungen, gemeinsam mit dem Sozialministerium früher ein Förderprogramm, das projektorientiert angelegt war. Wir haben uns aus diesem Programm zurückgezogen, weil wir nach 7 Jahren Förderung und relativ hohem Mitteleinsatz – es waren 5 Millionen DM – festgestellt haben, dass es zwar zur Qualifizierung einzelner Wissenschaftlerinnen beitrug, aber nirgendwo Spuren hinterließ, denn diese Wissenschaftlerinnen haben dann die Hochschulen verlassen und sind in Bundesländer nördlich der Mainlinie abgewandert. (Gelächter) „Was heißt das?“ (Zwischenruf) „Dort gab es Professuren.“ (Antwort Frau Dr. Fischer) Das heißt also, wir hatten versäumt, die entsprechenden Strukturen zu schaffen, es gab keine Wurzeln. Deshalb hat das Ministerium dann diese Kommission eingerichtet, die Frau Metz-Göckel geleitet hat, die Empfehlungen ausgearbeitet hat zur Frage: „Wie kann man die Frauen- und Geschlechterforschung institutionalisieren?“

Und jetzt muss ich Ihnen widersprechen, denn dieses Programm, das danach als Förderprogramm aufgelegt wurde, war das erste Forschungs- und Förderprogramm, das

hochschulübergreifend angelegt war. Es hat also auch die Fachhochschulen betroffen und es war ein Förderprogramm, das alle Forschungsbereiche betroffen hat.

Und da komme ich nachher noch zu etwas, was Sie gesagt haben, Frau Strecker. Die Anträge wurden dann von Expertinnen, Frau Metz-Göckel war wiederum beteiligt, begutachtet und das Ministerium hat alle Projekte, die zur Förderung empfohlen wurden, auch positiv beschieden. Das Projekt an den Pädagogischen Hochschulen ist ja angesprochen worden und wir haben auch ein Projekt an einer Fachhochschule gehabt. Aber da ist etwas ganz Typisches passiert, die Hauptantragstellerin ist wegberufen worden und ihre Kollegin, die es übernommen hat, hat den Forschungsaspekt aus diesem Projekt herausgenommen und es in ein Gender Mainstreaming Projekt umgewandelt. Dadurch konnte zwar die zugesagte Fördersumme noch gewährt werden, aber ich konnte es jetzt, nach dem Auslaufen, nicht weiterfördern, denn es ist kein Forschungsprojekt mehr. Die Absicht, die wir verfolgen, ist wirklich, die Frauen- und Geschlechterforschung in den Fächern zu verankern. Warum wir auch wollten, dass es Eingang in die Lehre findet. Also nicht nur, dass Professuren da sind. Diese Professuren müssen da sein, damit es Eingang in die Studienordnungen, in die Prüfungsordnungen findet. Das ist auch das Problem. Ich denke, es gibt ganz viele Fächer, die heute sagen, also das ist bei uns überhaupt nicht zu verankern. Aber das ist nicht so. Es muss nur ein Zugang gefunden werden.

Und was bewirkt es dann für die Praxis, denke ich. Ich denke, es bewirkt für die Praxis zum einen, dass entsprechender Nachwuchs da ist, zum anderen, dass sie Ergebnisse aufgreifen kann, und ich erhoffe mir jetzt, dass das, was in der Tagung auch schon angesprochen wurde, dass eventuell der Gender Mainstreaming-Prozess eine stärkere Anforderung aus Politik und Praxis nach Ergebnissen der Frauen- und Geschlechterforschung bringt. Denn meine Erfahrung ist, dass auch die Forschung umso stärker, umso besser angesehen ist, je stärker die Nachfrage nach ihren Ergebnissen ist. Soweit will ich es mal stehen lassen.

Doch eines will ich noch aufgreifen, und zwar diese Frage nach der Konjunktur. Also es ist ja so, dass solche Institutionalisierungsprojekte die ureigene Aufgabe der Hochschulen selbst sind. Wir haben das nur angestoßen, weil die Hochschulen selbst, aufgrund der Widerstände in diesem Bereich, das nicht in Angriff genommen haben. Wir brauchen aber in den Hochschulen, in den Fächern und bei den Hochschulleitungen, die entsprechende Unterstützung, sonst kann auch eine Mittelzuweisung oder eine befristete Zuweisung einer Professur nichts bewirken. Und da sehe ich im Moment das Problem. Unsere Hochschulen sind durch das neue Hochschulgesetz, durch die Umstellung auf Bachelor und Master, durch das anstehende Ende des Solidarpakts und die Angst, was danach kommt, weil die Haushaltsentwicklung dramatisch ist, im Moment in einem Zustand, der Veränderungen noch schwerer zulässt als vorher schon. Und da ist natürlich die Frauen- und Geschlechterforschung noch mit der besonderen Hypothek belegt, dass die Fächer sich noch inhaltlich dagegen wehren, zumindest wenn sie nicht zu den Sozialwissenschaften gehören, dort hat es einen entsprechenden Stellenwert bekommen. Sie wehren sich dagegen, zu sehen, dass die Frauen- und Geschlechterforschung auch in ihrem Fach einen Platz hat – selbst Fächer, in denen es völlig offensichtlich ist, wie in der Kunstgeschichte, selbst in Jura, in den Wirtschaftswissenschaften. Weniger offensichtlich finde ich es in den Naturwissenschaften, aber auch da gibt es Bereiche, die einer Betrachtung bedürfen. Und ich sehe bei uns im Ministerium jetzt keinen Widerstand dagegen, also da hat sich die Haltung nicht geändert, aber ich sehe keine Basis im Moment, in den Hochschulen etwas zu erreichen.

Mod.: Als letzte in der Runde wollen wir nun noch Helga Huber von dem freien Gender-Institut tifs dazu hören.

Huber: Ja, ich komme jetzt nach diesen grundsätzlichen, strukturellen Überlegungen wieder ganz auf die andere Seite. Ich fände es wichtig, jetzt über jedes einzelne Thema zu reden, weil es ganz unterschiedliche Perspektiven sind, und ich komme jetzt aus der Perspektive von uns als Institut, quasi als kleiner Forschungsbetrieb. Das sage ich, weil wir als kleine Forschungsinstitution praktisch wie Betriebe arbeiten müssen. Als wir uns gegründet haben und schon in der Vorlaufzeit, hatten wir die Idee, wir könnten eine Sockelfinanzierung vom Land bekommen. Und haben uns darum auch bemüht, beim Land Baden-Württemberg, in den Ministerien, aber es war nicht möglich. Die Folge für uns war, dass wir uns aus Projekten, die wir entweder akquirieren oder die

an uns herangetragen werden, finanzieren müssen. Da das meistens öffentliche Träger, also die Öffentliche Hand ist, werden immer nur Honorare, Sachkosten der anwendungsbezogenen Forschung etc. finanziert. Also das sind jetzt wirklich die Niederungen, (Zwischenruf: „das ist der Alltag,“ „richtig ist das“), aber darüber muss auch gesprochen werden. Wir müssen also unser Institut, praktisch alles, über diese Mittel finanzieren, also auch unsere Räume usw. Ich will es nur deutlich machen, dass und wie wir da als so ein kleines Institut wirklich gefordert sind und aus diesen Mitteln unseren Betrieb aufrecht zu erhalten haben.

Nun noch ein Blick zurück auf die verschiedenen Programme in Baden-Württemberg, die schon angesprochen wurden. Zuerst gab es ja dieses Programm vom Sozialministerium, was dann eingestellt wurde. Für uns war das damals auch eine Möglichkeit, Anträge zu stellen und es war für uns eher ein Schlag, als das abgeschafft wurde. Wobei es auch nicht gerade leicht war, öfters dort Anträge zu stellen, denn nicht zuletzt war das Forschungsprogramm ja auch so angelegt, dass immer wieder neue Menschen oder neue Projekte gefördert werden sollten. Als es dann diesen Institutionalisierungsschub gab, war es für uns auch wieder eher schwierig, weil ja die Fachhochschulen und die Universitäten zum Zuge kamen, von mir aus hochschulübergreifend, aber eben im institutionellen Rahmen. Das ist jetzt auch wieder deutlich geworden, es gibt ja diese Konkurrenzen zwischen Fachhochschulen und Universitäten. So ist hier schon ein breites Spektrum, und dann kommen wir noch dazu mit unserem Wunsch, als anwendungsbezogenes freies Forschungsinstitut in diese strukturelle Förderung eingebunden zu sein. Bis jetzt sind wir aus dieser strukturellen Förderung rausgefallen.

Was für uns positiv war und ist, ist die Tatsache, dass wir immer wieder Nachfragen bekommen. Wir konnten uns z.B. an EU-Forschungen beteiligen, und eine weitere sehr gute Entwicklung war, dass die Landesstiftung die projektbezogene Forschung und Evaluierung finanziert.

Heute ist es wohl deutlich geworden, was Frau Diemer gesagt hat: Wenn wir alles zusammen sehen in Baden-Württemberg, dann gibt es diese Ausdifferenzierung und Vielfältigkeit. Es besteht aber der Wunsch und aus der Sicht unseres kleinen Institutes auch die Notwendigkeit, auch strukturell mit einbezogen zu werden und sichtbar zu erleben, wo wir dann unseren Platz haben in Baden-Württemberg.

Die Frage nach den Konjunkturen der finanziellen Unterstützung, die ihr gestellt habt, hat sich für mich mit ja und nein beantwortet. Da gibt es tatsächlich Konjunkturen, immer wieder allgemeine Schwachpunkte, die auch abhängen von der Finanzlage der öffentlichen Haushalte. Es gibt für mich auch biografisch solche Kurven, wo wir derzeit wirklich im Tal sind. Es ist eine Situation, in der wir wirklich schauen müssen, wie wir überleben. Das war jetzt das „Ja“, also es gibt diese Abhängigkeit von Konjunkturen. Das andere ist das „Nein“: Wenn es um die Gender Mainstreaming-Entwicklung geht, da sind wir von unserem Institut aus ja relativ gut vernetzt und „im Geschäft“, natürlich auch, weil das Thema bei uns frühzeitig aufgegriffen und weiterentwickelt wurde.

Ich wünsche mir jetzt für die Zukunft diese Vernetzung in der Konkurrenz. Gerade im Rahmen unserer aktuellen Tagung war sie gut spürbar: diese Kette, die Claudia Wallner angesprochen hat, von den Selbständigen über die Praxisfrauen, die hier sind, auch Fachhochschul-Professorinnen sind relativ viele auf unserer Tagung. Wir haben tatsächlich schon ein Stück der Kette hier vor Ort. Und ich habe so den Wunsch, dass wir „zehn Jahre plus“ nicht nur auf unser Institut, sondern auch auf diesen Vernetzungszusammenhang bezogen versuchen weiter zu treiben und vielleicht auch heute gleich etwas festlegen. Das wäre mein Wunsch.

Mod.: Wir haben jetzt ja in dieser Runde durch die Zusammensetzung, aber auch durch das, was die Einzelnen gesagt haben, ein relativ deutliches Bild bekommen, auf dem wir gesehen haben: wir brauchen tatsächlich die Breite. Wir brauchen die Breite – an allen möglichen verschiedenen Stellen – wie Thematiken gesehen werden und befördert werden können. Und wir brauchen dazu die Rahmenbedingungen, die Mittel. Es ist ja häufig so ein latentes Fragen zu hören, wer wie einbezogen wird, und wer nicht bedacht wird, und was wie bewertet wird. Je mehr wir darüber reden, desto deutlicher wird aber meiner Meinung nach, dass das der falsche Ansatzpunkt ist. Denn es ist ein Kontinuum der Kette notwendig von allen innerhalb und außerhalb der

Hochschulen und auch aus den verschiedenen Ministerien, wenn man von außen betrachtet, wo jeweils oder wie das jeweilige Wissen zusammengebracht werden kann. Das ist eigentlich sehr deutlich geworden. Es braucht Orte dafür, es braucht Vernetzung und entsprechende Kommunikation. Das zieht sich wirklich durch diese ganze Tagung durch und ich denke, das ist auch so ein Blick, den wir dann auch in die Zukunft werfen können. Dies soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Rahmenbedingungen sich je nach Standort im Inneren dann doch wirklich unterschiedlich darstellen. Das will ich damit nicht überdecken.

Mod.: An dieser Stelle wollen wir das Podium jetzt öffnen. Es waren aber auch schon einige Wortmeldungen auf dem Podium selbst. Offensichtlich hat es die Einzelnen „gejuckt“, nochmals auf etwas einzugehen, was andere gesagt haben. Wir wollen nach diesen Erwiderungen öffnen und zwar mit der Fragestellung: wie können wir zum Beispiel diese Strategie des Gender Mainstreams – es ist nicht alles, aber eine Strategie an die wir anknüpfen können – auch nutzen, um diese Vernetzungszusammenhänge weiter zu etablieren. Wie können wir es nutzen, damit die Verbindung zwischen Forschung, Praxis und Politik enger wird, wie kann die Politik Forschungsergebnisse besser nutzen, die Praxis und umgekehrt. Also, wollen wir diese Wechselwirkungen jetzt stärker in den Blick nehmen und die Zukunft wegkommen von dem, dem wir auch selbst erlegen sind, diesem Entweder- Oder-Denken, sondern mehr in die Richtung Pluralisierung mit Beachtung der Rahmenbedingungen gehen.

Diemer: Ich habe jetzt das Riesenproblem, dass ich aus ganz vielen Punkten, zu denen ich so gerne was sagen würde, ein paar herausnehmen muss, ich rede ganz schnell, damit ich mehr unterbringe. Was mir jetzt als erstes aufgefallen ist, ist, dass in der Kette, die Frau Wallner genannt hat, Verwaltung nicht vorkam. Was ich versuche zu vermitteln – ich sage es jetzt bewusst mit dem biografischen Hintergrund, ich komme aus der Frauenforschung – ist: Verwaltung ist auch ein Wissensort und ein Erfahrungsort, der eine sehr nachhaltige Relevanz für diese Diskussion hat, und das nicht nur in Bezug auf die Frage, woher die Gelder kommen. Was mich beschäftigt, das sage ich jetzt als Politologin, ich denke, wir haben einen immensen und einen steigenden Bedarf an Politikberatung und zwar auch durch Gender Mainstreaming. Wenn ich in den Referaten versuche, in die ganz profanen Alltagsthemen hineinzukommen mit dem Gender Mainstreaming – und ich will jetzt nicht alles das aufzählen, womit sich Politik und Verwaltung beschäftigt – so generiere ich damit Wissensbedarfe. Diese Wissensbedarfe können nicht allein intern innerhalb in der Verwaltung gedeckt werden. Wir haben zwar wahnsinnige Datenbestände, die gar nicht genutzt werden. Es braucht aber auch Anleitung, und wir generieren neue Wissensbedarfe über die Gender-Problematik. Das finde ich sehr positiv, und das ist der Punkt, wo ich gerne sagen würde: „Guckt doch mal genauer hin.“ Als Politologin würde ich das Thema so formulieren: „Welchen Stellenwert hat Politikberatung in der Verwaltung und was für ein Verhältnis zur Frauenforschung hat sie?“ Ich erinnere mich an einen Artikel oder ein ganzes Heft aus den Beiträgen zur feministischen Theorie und Praxis (Heft 4/87) und da ging es um das Staatsverständnis der Frauenbewegung. Hochspannend, denn die Frauenforschung etablierte sich nicht zuletzt aus einer Kritik an staatlichen Institutionen. Die waren ja eher der Feind als ein Partner – wenn ich das mal so platt sagen darf. Eine solche Position hat auch viele Gründe, weil ja hegemoniale Männlichkeit sich auch in den Institutionen entwickelt und dort auch weitergetragen wird. Ich will das jetzt gar nicht weiter diskutieren, ich denke nur, dass wir über dieses Verhältnis neu nachdenken müssen, u.a. darüber, ob diese Grenzziehung noch sinnvoll und richtig ist. Meines Erachtens hat sich das verschoben, und zwar gerade auch dadurch, dass Frauen, die so wie beschrieben sozialisiert wurden, ihre Praxis also in diesen institutionsfernen Forschungszusammenhängen hatten, ja jetzt auch zunehmend in der Verwaltung tätig sind, sonst hätte man Gender Mainstreaming in 150 Jahren noch nicht als Thema der Verwaltung. Damals in der Debatte ging es nur darum, ist es überhaupt moralisch ist, vom Staat etwas zu wollen (Stichwort „Staatsknete-Debatte“). Das nur als einen Punkt und ich belasse es dabei.

van Echelpoel: Ich wollte aus der Position der Landesstiftung als potentieller Auftraggeber und Geldgeber zu der Idee von Frau Huber etwas sagen. Ich fände es absolut faszinierend, wenn Sie sich untereinander vernetzen würden und zum Beispiel einem Auftraggeber so ein vernetztes, wissenschaftliches Potential anbieten würden. Ich habe das erlebt in einem Projekt, nämlich in dem „Aktionsprogramm gegen Gewalt an Kindern, Kinder als Zeugen und Opfer häuslicher

Gewalt“, in dem wir jetzt das Partnerprojekt der Universität Berlin mit der Uni Zürich sind, da haben wir es hingekriegt. Fand ich ganz toll, für uns war es faszinierend, dass wir jetzt mehr an Know-how kriegen aus diesem Fachbereich und dann einen Vertrag abschließen können. Wir haben es hingekriegt und freuen uns drauf, und das ist natürlich für uns schön, wenn Sie sagen: „Moment, ich habe da noch eine andere Forscherin, die im gleichen Bereich tätig ist, wir würden Ihnen das kompakt zu zweit oder zu dritt anbieten.“ Das wäre für mich eine Super-Idee, die wir als Landesstiftung gerne aufgreifen würden.

Dr. Brigitte Sellach: Kann ich eine Zwischenfrage stellen? Ich komme aus Hessen. Würden Sie auch Einrichtungen außerhalb von Baden-Württemberg finanzieren?

van Echelpoel: Wir finanzieren keine Institutionen, wir haben einen Forschungsauftrag zu vergeben. Wir machen eine Ausschreibung, da wollen wir einfach nur das Know-how haben, wir wollen die Fachlichkeit haben für die Begutachtung. Das kann auch, wenn es hier nicht ist, außerhalb sein. Damit haben wir kein Problem.

Metz-Göckel: Ich will auf zwei Aspekte kurz hinweisen, einmal auf den Aspekt der Nachwuchsförderung, den ich ja prinzipiell ganz wichtig finde, und zweitens den der Professionalisierung. Ich gehe davon aus, dass auf beiden Ebenen – ich lasse jetzt ein paar weitere weg – sowohl auf der Ebene der Hochschulgeschlechterforschung, als auch auf der Ebene der Praxisforschung, in den letzten Jahren enorme Professionalisierungs- und Qualifizierungsprozesse stattgefunden haben. Da es offensichtlich ist, dass es zunehmend Studiengänge für Gender-Studies/Geschlechterstudien gibt, die eingerichtet werden als Wahlfach oder als eigener Studiengang und so fort, gibt es von der Hochschule einen richtigen Bedarf an praxisbezogenen Praktikumsplätzen, d.h. an Arbeitsplätzen in außeruniversitären Einrichtungen als notwendiges Pendant zu der akademischen Institutionalisierung. Von daher ist eine Vernetzung sowohl hinsichtlich der Nachwuchsförderung, also bezüglich der Ausbildungsdimension als auch hinsichtlich der Professionalisierung gegeben. Die wechselseitigen Standards sind zu klären, und ich meine, dass wir jetzt eine enorme Chance hätten, wenn wir denn eine Vernetzung hinbekämen, indem wir auch Programme, also wirklich mal Forschungslinien entwickeln sollten. Ich finde das „Schlechte“ an der Praxisforschung ist, dass sie so pointilistisch ist, denn die eigentliche Forschungsförderung erfolgt doch in längeren Zyklen und auch mit anderen Ressourcen. Es ginge doch darum, dieses zu bündeln, zu bestätigen, auch größere Linien zu ziehen, das, finde ich, ist jetzt an der Zeit mit der Frauen- und Geschlechterforschung. Und das Ganze unter Gender Mainstreaming-Geboten. Wir bieten also sozusagen den Verwaltungen und der Politik dieses notwendige Gender-Wissen an, damit sie den Gender Mainstreaming-Prozess im Interesse der Ressourcennutzung und auch der Nutzung des ganzen Kreativitätspotentials, das in der zweiten Hälfte der Bevölkerung liegt, vorantreiben. Denn es ist ein gesellschaftspolitischer Auftrag, besser die Potentiale der Frauen zu nutzen und das ist überall wichtig. Ich sage nur die TU München, die Platz 1 im Universitätsranking wieder geholt hat, hat jetzt die erste C3-Professur ausgeschrieben in der Fakultät Maschinenbau und Elektrotechnik, um Gender-Studies in den Ingenieurwissenschaften zu institutionalisieren. Sie ist sogar ausnahmsweise mit einer MitarbeiterInnenstelle ausgestattet, was es sonst bei C3 nicht gibt. Also es öffnen sich auch ganz andere Felder, nicht nur im Sozialbereich. Ich glaube im Medienbereich auch.

Mod.: Vielen Dank. Gab es Meldungen? Frau Buchen hatte sich gemeldet und vielleicht auch noch andere?

Buchen: Mir hat die Diskussion sehr gut gefallen, u.a. weil mir ein großer Unterschied klar geworden ist zu den 80er Jahren. Da war ja vorherrschend das Bild: „Wir haben uns alle lieb und tun uns alle nicht weh“, und dieses neue „Vernetzen in der Konkurrenz“ verdeutlicht eigentlich, dass da etwas passiert ist. Da hat so etwas wie „Diversity“, das Zauberwort, stattgefunden: Wir sind uns der Situation bewusst und dennoch versuchen wir, gemeinsam etwas zu bewegen. Und Vernetzung neu zu organisieren. Wir waren ja ständig zu Gange, das finde ich ganz wunderbar, und ich denke, das darf nicht verloren gehen. Ja. Und wenn wir uns vorhin auch in den Workshops darüber ein Stück weit beklagt haben, dass Gender Mainstreaming natürlich für institutionalisierte Gender-Forschungsbereiche wie z.B. auch für die Institutionalisierung „Gender-Forschung und

Bildungsfragen“ jetzt sozusagen der männlichen Konkurrenz auch Zugriffe öffnet, dann beklagen wir uns auf hohem Niveau. Das ist hier auch deutlich geworden. Von daher wäre eigentlich gerade, weil wir in dieser privilegierten Situation sind, dieses forschungsartenübergreifende Kompetenzzentrum für Gender-Forschung und Gender-Fragen sehr sinnvoll. Und ich finde gut, dass zu Gender Mainstreaming, Gender-Forschung auch noch Gender Studies gekommen sind, dass wir einfach die Bereiche, die auch für die Hochschulen relevant sind, zusammendenken mit den anderen. Unser Vorschlag wäre – da haben wir uns mit Dagmar Höppel auch verständigt, weil wir das schon länger planen –, dass wir uns in einem Jahr wiedersehen und genau gucken, wo diese Widersprüche sind, wie die sich verfestigt haben womöglich auf der einen Seite, oder welche Strategien es gibt, damit umzugehen. Und genau diese Widersprüche einmal mehr zum Thema zu erheben. Und dafür würden wir Freiburg als Ort der Organisation anbieten.

Mod.: Als Frau van Echelpoel sagte, sie würde die Vernetzung gut finden, da habe ich gedacht, dass es ja schon ein vernetztes wissenschaftliches Potential gibt, und dass Sie den Auftrag geben könnte, dass auch Gender-Förderkriterien erstellt werden sollten. Also das war so kurz bei mir im Kopf, denn ich fand das ganz prima, dass Sie das gesagt haben. Denn es ist ja schon wichtig, auch in diesem Bereich Qualitätskriterien zu entwickeln, also nicht im Sinne von irgendwelchen großen Standards, aber doch auch zu sagen, wie die Kriterien aussehen sollen, unter denen Auftraggeber/Auftraggeberinnen wie die Landesstiftung und auch andere auf dem freien Markt entscheiden können. Das hat auch ein bisschen damit zu tun, was Frau Strecker gesagt hat, woran diese sich orientieren können im Blick auf den Auftrag zur Forschung und Praxisbegleitung. Damit stelle ich die Frage also danach, wie ein geschlechterbezogener Blick vorkommt, sichergestellt und berücksichtigt wird, und wie dieser im Konzept/in den Programmen grundsätzlich – nicht nur als „Fliegenbeinzählerei“ – und damit auch für die Forschung/Evaluation verankert ist.

Mod: In der Arbeitsgruppe zum Verhältnis von Praxis und Forschung heute Morgen war ein Punkt, der herausgekommen ist, dass sich diejenigen, die forschen, klarer positionieren sollten auch in Bezug auf ihren Gender-Blick. Dann haben diejenigen, die Aufträge vergeben, auch klarere Möglichkeiten gezielt zu wissen, dass sie in dieser Institution diese Fragestellungen bearbeitet bekommen und können dies auch institutionsintern und forschungspolitisch nützen.

Enders-Dragässer: Ich bin von der GSF e.V., Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Frauen- und Genderforschung, auch ein autonom arbeitendes Institut der Frauen- und Genderforschung, das seit 12 Jahren besteht. Ich komme aus einer langjährigen Forschungspraxis, auch mit der Erfahrung der fachpolitischen Zusammenarbeit mit den TIFS-Frauen. Mir geht es darum, die Situation der kleinen Forschungsträger in den Blick zu rücken. Ihre Wahrnehmung lässt sehr zu wünschen übrig. Mir ist wichtig, dass unsere Existenzbedingungen als Betriebe gesehen werden, wie wir uns selbst tragen und vermarkten müssen, das ist einfach eine ganz andere Situation als die der staatlichen Hochschulen. Und was unsere Leistungen betrifft, wenn etwas "hochschulübergreifend" sein soll, sind diese kleinen Institute noch lange nicht mitgemeint. Hier wird aber oft Pionierinnenarbeit geleistet, Themen werden hier erstmals aufgegriffen, wissenschaftsfähig gemacht, anwendungsorientiert bearbeitet und es wird auch Raum für Qualifizierungsmöglichkeiten zur Verfügung gestellt.

Mod.: Nun sind wir leider am Schluss unserer Diskussionszeit angekommen. Deutlich geworden ist, wie selten es solche, vom aktuellen Tagesgeschäft ebenso wie von Konkurrenz um Geldgeber etc., entlastete Räume zur gegenseitigen Wahrnehmung und gemeinsamen Strategieentwicklung gibt. Wir alle empfinden dies hier auf der Tagung als extrem produktiv und ziehen daraus die Konsequenz, hiermit eine Kontinuität zu beginnen, die mit der Idee, sich nächstes Jahr in Freiburg zu treffen, nun auch schon eine erste konkrete Form bekommen hat. Was wir besonders produktiv, spannend und förderlich fanden, war die Präsenz der Frauen aus den Ministerien, die es ermöglichte, eine direkte Linie zwischen all den an Forschungsprozessen direkt und indirekt Beteiligten zu ziehen und jenseits der politischen Abgrenzungen etwas von dem zu spüren, was wir als den gemeinsamen Strang eines geschlechterpolitischen Interesses letztlich alle verfolgen: auf allen Ebenen Anstrengungen für mehr Geschlechtergerechtigkeit voranzutreiben.

Vielen Dank!

Bitte zitieren Sie folgendermaßen:

Forschungsinstitut tifs e.V. 2006: „Gender-Forschung im Praxisbezug: Kontinuitäten und Veränderungen“, Jubiläumstagung des Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung vom 16. bis 18. Juni 2005 in Bad Urach. Tübingen (online-Publikation: www.tifs.de)

Gender-Forschung im Praxisbezug: Kontinuitäten und Veränderungen

Verstärkt durch die aktuelle Diskussion um Gender Mainstreaming kommt der geschlechterbezogenen Praxisforschung eine wichtige Bedeutung zu: Sie untersucht die Handlungsmöglichkeiten von Frauen, Mädchen und Männern, Jungen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen und beleuchtet die Auswirkungen sozial- und bildungspolitischer Maßnahmen auf die Geschlechterverhältnisse.

Referentinnen, die in Baden-Württemberg und bundesweit die praxisbezogene Frauen- und Geschlechterforschung mitgeprägt haben, vermitteln und kommentieren auf der Tagung Entwicklungslinien. Gemeinsam mit Professionellen aus Wissenschaft, Bildung, Sozialer Arbeit und Politik werden wir Bilanz ziehen und Zukunftsperspektiven diskutieren.

Allgemeine Informationen

Ort

Tagungsstätte „Haus auf der Alb“
www.hausaufderalb.de
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg
Hanner Steige 1, 72574 Bad Urach
Tel.: 0 71 25 - 1 52-0, Fax: 0 71 25 - 1 52-100

Termin

Donnerstag, 16.06.05, 18 Uhr bis Samstag, 18.06.05, 13 Uhr

Kosten

60 Euro für Verdienende, ermäßigter Beitrag 40 Euro
Fahrtkosten werden nicht erstattet.

Anmeldung

Anmeldefrist bis zum 18.05.2005 bei der
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg,
Ref. 32 - Frauen und Politik
Stafflenbergstr. 38, 70184 Stuttgart
e-mail: maria.ochedowski@lpb.bwl.de
Tel.: 07 11 - 16 40 99-33, Fax: 07 11 - 16 40 99-77

Nähere Informationen

Forschungsinstitut TIFS e.V.,
e-mail: info@tifs.de, Tel.: 0 70 71 - 3 11 44
www.tifs.de

Diese Tagung wird veranstaltet von

TIFS Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V. und der
Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Referat Frauen
und Politik und der Frauenbeauftragten der Universitätsstadt Tübingen.
Gefördert durch das Sozialministerium Baden-Württemberg

Wegbeschreibung

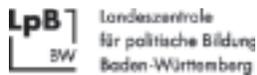
Anfahrt mit dem Auto

A 8 (52) Stuttgart-Degerloch über Metzingen
A 8 (55) Wendlingen über Nürtingen
A 8 (57) Kirchheim/Teck über Grabenstetten
A 8 (61) Mercklingen über Laichingen
A 81 (28) Herrenberg oder (29) Rottenburg über Tübingen - Metzingen
Von Bad Urach Richtung Sirchingen hoch zur Hanner Steige.

Anfahrt mit Bahn / Bus

Bahnline Stuttgart - Tübingen bis Metzingen. Von Metzingen stündlich
weiter nach Bad Urach (Endhaltestelle).
Oder aber die Buslinien 7540, 7640, 76442, 1071 von Metzingen nach
Bad Urach (Haltestelle Busbahnhof).

Zu Fuß dann auf den ausgeschilderten Wegen hoch zur Tagungsstätte. Für
den steileren Weg benötigt man ca. 10 Min., für den flacheren ca. 20 Min.
Genaue Anfahrtskizze unter www.hausaufderalb.de/anreise/anreise.htm



GENDER-FORSCHUNG IM PRAXISBEZUG:

KONTINUITÄTEN UND VERÄNDERUNGEN

Jubiläumstagung des TIFS e.V.

in Kooperation mit der

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

vom 16.–18. Juni 2005 in Bad Urach

Donnerstag, 16. Juni 2005

19.30
–
21.30**Grußworte**

Johanna Lichy, MdL, Staatssekretärin im Sozialministerium Baden-Württemberg, Frauenbeauftragte der Landesregierung, Schirmherrin der Tagung
Beate Dörr und *Christine Herfel*, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg
Dr. Susanne Omran, Frauenbeauftragte der Universitätsstadt Tübingen

Begrüßung und Einführung

Dr. Gerrit Kaschuba und *Prof. Dr. Maria Bitzan*, TIFS e.V.

Frauen- und Geschlechterforschung: Kontinuitäten und Veränderungen

Ein offenes Podium mit

Prof. Dr. Margit Brückner, FH Frankfurt
Dr. Neval Gültekin, Sozialwissenschaftlerin, Frankfurt
Prof. Dr. Ingrid Hotz-Davies, Universität Tübingen
Prof. Dr. Heide Funk, FH Rosswein-Mittweida
 und den Teilnehmenden

Moderation:

Dipl. Päd. Helga Huber und *PD Dr. Barbara Stauber*, TIFS e.V.

Freitag, 17. Juni 2005

9.00
–
12.30**Frauen- und Geschlechterforschung - Theoretische Grundlagen und aktuelle Herausforderungen**

Vortrag mit Diskussion

Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Universität Dortmund

Geschlechterbezogene Praxisforschung bei TIFS: 10 Jahre plus

Mosaikvortrag mit Diskussion

Mitarbeiterinnen des Forschungsinstituts TIFS e.V.

Moderation des Vormittags:

Dipl. Päd. Heidi Reinl und *Prof. Dr. Maria Knab*, TIFS e.V.

Freitag, 17. Juni 2005

15.00
–
18.00**Geschlechtersensible Praxisforschung**

Parallele Workshops

1... in der Bildung und Weiterbildung

Dr. Karin Derichs-Kunstmann, FIAB Recklinghausen
Dipl. Päd. Sibylle Hahn und *Dr. Gerrit Kaschuba*, TIFS e.V.

2... in der Jugendhilfe

Prof. Dr. Cornelia Helferich, FH Freiburg
Prof. Dr. Maria Bitzan und *PD Dr. Barbara Stauber*, TIFS e.V.

3... in den Politikfeldern des Sozialen

Dr. Uta Enders-Drägässer, GSF Frankfurt a.M.
Dipl. Päd. Helga Huber und *Prof. Dr. Maria Knab*, TIFS e.V.

20.00

„10 Jahre plus“ - Das Fest

mit Künstlerin *Maribel Mixtribus* und *DJanes vom Mädchenrat Görls* e.V., Reutlingen

Mit allen Teilnehmenden und Referierenden feiern wir am Freitagabend das Jubiläum von TIFS Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V., das seit 1994 besteht.

Samstag, 18. Juni 2005

9.00
–
10.30**Gender-Perspektiven in Praxis und Politik**

Parallele Foren

1. Praxisforschung und -beratung im Gender Mainstreaming-Prozess der Bundesregierung

Dr. Brigitte Sellach, GSF Frankfurt a. M.

Moderation:

Dr. Gerrit Kaschuba, TIFS e.V.

2. Praxisentwicklungen und -forschung

Dipl. Päd. Simone Liedtke, Jugendakademie Stuttgart

Moderation:

Prof. Dr. Maria Bitzan, TIFS e.V.

11.00
–
12.30**Konsequenzen aus Praxis und Politik für die Forschung und Forschungspolitik**

Podium mit

Dr. Susanne Diemer, Sozialministerium Baden-Württemberg
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel, Universität Dortmund
Dipl. Päd. Helga Huber, TIFS e.V.
Dipl. Päd. Claudia Wallner, Praxisberatung, Münster
Prof. Dr. Cheauré, VBWW, Universität Freiburg
Dr. Dagmar Höppel, LaKoF, Universität Mannheim
Dr. Renate Fischer, Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg (angefragt)
Annette van Echelpoel, LANDESSTIFTUNG Baden-Württemberg gGmbH (angefragt)

Dr. Angela Icken, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (angefragt)

Moderation:

Prof. Dr. Maria Bitzan und *Dr. Gerrit Kaschuba*, TIFS e.V.

12.30

Ende